



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Henrik Ibsen**

**Mayrhofer, Johannes**

**Regensburg, 1921**

Henrik Ibsen in seinen Briefen

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73990](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73990)

## e Henrik Ibsen in seinen Briefen

Um das Wesen eines bedeutenden Dichters zu erfassen, genügt es nicht immer, seine Werke als Ausgangspunkt zu nehmen. Jedenfalls dürfen andere Dokumente nicht vernachlässigt werden, da diese uns oftmals einen besseren Einblick in die Persönlichkeit gestatten als die eigentlichen Werke, wo der Autor durch den Mund seiner poetischen Geschöpfe zu uns redet.

Das gilt in ganz besonderer Weise von Henrik Ibsen. Suchen wir darum den merkwürdigen Mann ein wenig tiefer zu erfassen, und da der Mensch sich fast nirgends so ungezwungen porträtiert, wie in einer umfangreichen Korrespondenz, so legen wir zunächst Ibsens Briefe<sup>1)</sup> unserer Studie zugrunde.

Es muß nun gleich bemerkt werden, daß die vorliegenden Dokumente keinen allseitigen Einblick in das Innere des nordischen Dichters gestatten, daß eine gute Anzahl von Briefen, die historisch genommen sehr wertvoll wäre, aus naheliegenden Gründen nicht ediert ist. So soll das Archiv des alten „Christianiaer Theaters“ erst 1925 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Interessante Briefe an Due, Løkke und Henrik Jäger sind verloren gegangen, andere konnten vorläufig nicht aufgefunden werden. Und besonders in einer Hinsicht haben die Briefe „eine fürs erste unausfüllbare Lücke: in der Frage des Herzenslebens. Dieses Tor zu entriegeln ist die Zeit noch nicht gekommen“.<sup>2)</sup>

Charakteristisch in dieser Hinsicht ist übrigens ein Zyklus von zwölf Briefen, die Ibsen an ein gewisses Fräulein Emilie Bardach aus Wien gerichtet, die er im Spätsommer 1889 mit ihrer Mutter in Gossensaß in Tirol getroffen und in deren Nähe er einige Wochen verlebt (von Georg Brandes in „Die Literatur“, Band 32, veröffentlicht). Man sollte diese gefühlvollen Briefe dem „vergräbelten“ Ibsen eigentlich nicht zutrauen, zumal er doch, als er ihre Bekanntschaft machte, bereits 61 Jahre zählte, während das Fräulein 18 Jahre alt war. Auf die Rückseite einer ihr gewidmeten Photographie hat er die Worte geschrieben: „An die Maisonnette eines Septemberlebens — in Tirol“. Im 4. Briefe heißt es: „Sie wissen ja, daß Sie immer in meinen Gedanken sind und bleiben werden.“ Im 5. Brief: „Wie lebendig steht Ihre liebliche durchlauchtige Erscheinung in meiner Erinnerung! Ich glaube nämlich noch an eine rätselhafte Prinzessin, die dahinter steckt.“ Im 6. Brief ist sie seine „liebe Prinzessin“, im 7. äußert er seine Freude über ihr „schönes, reizendes, so sprechend ähnliches Bild“, das ihm „eine unbeschreibliche Freude bereitet“, das eine „wunderbar herrliche Gabe“ ist. Im 9. Briefe schlägt er dann vor, die Korrespondenz

<sup>1)</sup> Wir zitieren nach H. Ibsens Sämtl. Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von G. Brandes, J. Elias, P. Schlenker. Berlin, Fischer. X. Bd. Briefe. Herausg. mit Einleitung und Anm. von J. Elias und H. Kohl.

<sup>2)</sup> Das. Eml. S. XVI.

zu beschränken. „Ich fühle es als eine Gewissenssache, die Korrespondenz mit Ihnen einzustellen oder doch beschränken. Sie dürfen sich vorläufig so wenig wie nur möglich mit mir beschäftigen. Sie haben andere Aufgaben in Ihrem jungen Leben zu verfolgen, anderen Stimmungen sich hinzugeben. Und ich — das habe ich Ihnen schon mündlich gesagt — kann mich nie durch ein briefliches Verhältnis befriedigt fühlen. Es kommt nur immer etwas Halbes, etwas Unwahres mit hinein.“ Noch nach Jahren, am 13. III. 98 gesteht er (im 12. Brief): „Der Sommer in Gossensaß war der glücklichste, schönste in meinem ganzen Leben. Wage kaum daran zu denken. — Und muß es doch immer. — Immer!“

## I.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters. Die besonderen Lieblinge der Musen sind in der Regel nicht überreich mit irdischen Gütern belastet. Wir brauchen da nicht an die hungernden Poeten im „Vicar of Wakefield“ oder an den jungen Dichter Falk in Bergsöes Roman „Fra den gamle Fabrik“ zu denken. Es sei nur im Vorübergehen an Schiller erinnert, der seine Kräfte vor der Zeit aufzehrte, um nicht mit Weib und Kind der bitteren Not zu verfallen. Auch sind ja Sammlungen für darbenende Dichter in unseren Tagen nichts Unerhörtes. Dichter von den Qualitäten eines Johannes Jörgensen oder wie der gottbegnadete Herold des „Jesus Messias“, F. W. Helle, machen dabei natürlich keine Ausnahme; auch solche hat Plutus niemals an Kindes Statt angenommen.

Es kann somit gewiß nicht überraschen, wenn auch Henrik Ibsen mit des Lebens Ernst zu ringen hatte. Gleich der erste Brief, datiert vom 15. Oktober 1849, liefert die entsprechenden Präludien. „Ebenso danke ich Dir vielmals“, schreibt er seinem Freunde, „für den Hosenstoff — ich hatte schon nicht mehr darauf gerechnet und geglaubt, daß er auch bei Dir in Vergessenheit geraten sei. Er ist mir jedoch sehr willkommen, da ich zur Zeit gezwungen bin, so viel wie möglich zu sparen.“<sup>1)</sup> So will er auch sein erstes Drama, „Catilina“, nicht gern im Selbstverlag herausgeben, da er sonst „mit einem Stück Geld herausrücken“ müßte und „außerdem auch erst nach und nach in den Besitz der Einnahmen käme“, während er bei Abschließung eines geeigneten Verlagskontrakts „nur das Honorar einzustreichen braucht“.<sup>2)</sup>

Mit dem Einstreichen hatte es indes keine Eile. Das „Christianiaer Theater“ hatte den „Catilina“ zurückgewiesen, und die Buchhändler wollten ihn ebensowenig. Als Ibsen ihn dann wirklich im Selbstverlag erscheinen ließ, fand das Drama, wie der geistvolle Freiherr von Grotthuß witzelt, „reisenden Absatz — als Makulatur“.<sup>3)</sup> Es kann daher nicht überraschen, wenn Ibsen noch 1857 seine Last hatte, „Frau Inger auf Vestrot“, das er damals als sein bestes Stück betrachtete, herauszugeben. „Beschaffe mir einen Verleger“, schreibt er an Bottenhansen, „die Bedingungen sind mir gleichgültig — auf Honorar verzichte ich gern, wenn Du es nur zum Druck

<sup>1)</sup> Brief an Ole Schulerud, 15. Oktober 1849.

<sup>2)</sup> An denselben, 5. Januar 1850.

<sup>3)</sup> Probleme und Charakterköpfe S. 275.

befördern kannst. . . . Lieber Freund! Zeig' mir, daß Du mir helfen willst — ich gebe Dir Hals- und Handrecht über 'Frau Inger'. Press' einen Verleger so lange, bis er nachgibt —!!"<sup>1)</sup>)

Und dann wieder das Geld, das leidige Geld! 1851 war der frühere Apothekerlehrling, Student und Redakteur als Dramaturg am „Norwegischen Theater“ zu Bergen gelandet. Im folgenden Jahre erhielt er ein Reifestipendium, um im Auslande das Theaterwesen eingehender zu studieren. Aber nachdem er in Hamburg die Kostspieligkeit des Reisens kennen gelernt, bittet er seine Direktion schon bald um Vorschuß von der Gage,<sup>2)</sup> den er aber nicht erhält.

Dann geht nach einigen Jahren die Bewerbung um Stipendien an. 1860 richtet er ein Gesuch an die norwegische Regierung, „um die Zuerkennung eines Betrags von vierhundert Speziestalern aus den Mitteln, die für Künstler und Männer der Wissenschaft zwecks Reisen im Ausland bewilligt sind, um während eines Zeitraums von sechs Monaten auf einer Reise nach London, Paris, den größeren deutschen Städten, Kopenhagen und Stockholm dramatische Kunst und Literatur zu studieren“.<sup>3)</sup> Die Bewerbung verlief resultatlos. Mehr Glück hatte er 1862 bei dem akademischen Kollegium der Universität.<sup>4)</sup> Er bat um 120 Speziestaler und erhielt 110 (= 440 Kronen) für eine Reise im Inland. 1863 versuchte er abermals an dieser Quelle zu schöpfen, er wollte 120 Speziestaler,<sup>5)</sup> und die Quelle spendete 100. Im gleichen Jahre wandte er sich wieder an die Regierung, um aus der Staatskasse eine jährliche Gage von 400 Speziestalern zu erhalten.<sup>6)</sup> Die Regierung beschloß, keine Verfügung zu treffen, während Björnstjerne Björnson die gleiche Summe bewilligt worden war. Auf eine weitere Eingabe an den König<sup>7)</sup> erhielt er ein Reifestipendium von 400 Speziestalern.

In einem dieser Schriftstücke gesteht er, daß er wegen seiner pekuniären Verlegenheiten ungefähr 500 Speziestaler Schulden gemacht, und so unsagbar schwer er sich auch dazu entschließen könne, an eine Auswanderung nach Dänemark gedacht, „da ich bis jetzt hierzulande keinerlei Aussicht auf eine Verbesserung meiner Lebenslage habe“.<sup>8)</sup>

Ibsen hatte jetzt übrigens nicht bloß für seine eigene Person zu sorgen; seit 1858 war er mit der Tochter eines Geistlichen, Susanna Thoresen, verheiratet, und am 23. Dezember 1859 war ihm sein einziger Sohn Sigurd geboren.

Mit dem Reifestipendium der Regierung reiste Ibsen nach Rom. Hierhin ließ er Frau und Kind im folgenden Jahre nachkommen. „Was die äußeren Motive hiefür anlangt, so will ich nur bemerken, daß es für uns billiger sein wird, wenn wir zusammenleben, als wenn ich wie bisher in Kopenhagen einen Haushalt bezahlen muß.“<sup>9)</sup> In Rom wollte er dann zu Neujahr einen Posten als Bibliothekar des skandinavischen Vereins übernehmen, um so „freie Wohnung mit Zubehör und sogar noch dazu ein kleines Gehalt“ zu bekommen. Seine Frau konnte sich einer Kopenhagener Dame

<sup>1)</sup> 17. April 1857. <sup>2)</sup> 16. Mai 1852. <sup>3)</sup> 6. August 1860. <sup>4)</sup> 14. März 1862.  
<sup>5)</sup> 6. März 1863. <sup>6)</sup> 10. März 1863. <sup>7)</sup> 27. Mai 1863. <sup>8)</sup> 10. März 1863. <sup>9)</sup> An Björnson 16. September 1864.

anschließen, „die schon früher hier gewesen ist und Übung hat im billigen Reisen“.<sup>1)</sup>

In Rom war Ibsen noch zeitweilig aufs Geldleihen angewiesen. „Das Budget meiner monatlichen Ausgaben beträgt 40 Scudi, und um meine Ausgaben vom 1. Oktober bis zur Ankunft der Rimesse (am 16. Oktober) zu bestreiten, hatte ich borgen müssen“.<sup>2)</sup> Von der Zeit kurz vor Weihnacht, und bis wieder ein Brief von Dir (Björnson) kommt, muß ich auf Borg leben“. Zugleich kam er bei der Königlichen Norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim um Unterstützung ein,<sup>3)</sup> anfangs vergeblich; erst durch Björnsons Vermittlung erhielt er 1866 100 Speziestaler.

Seit Ende 1865 besserten sich auch seine schriftstellerischen Einkünfte, so daß es scheinen konnte, er sei nicht mehr so sehr wie früher auf Stipendien und private Unterstützungen aus Christiania angewiesen. Björnson war indes auch fernerhin liebevoll für ihn tätig, und er selbst erbat sich in Geldangelegenheiten des Freundes bewährten Rat.<sup>4)</sup> Befand er sich in Verlegenheit, so durfte er auch unfrankierte Briefe senden.

Am 15. April 1866 wandte sich Ibsen an König Karl mit dem Ersuchen, „durch die Kgl. Norwegische Regierung dem gegenwärtig versammelten Storting den Antrag vorlegen zu lassen, daß mir eine jährliche Gage von 400 Speziestalern bewilligt wird, um mir dadurch die Möglichkeit zu schaffen, ausschließlich meinem Beruf als Dichter leben zu können“.<sup>5)</sup> Dieser Schritt hatte den gewünschten Erfolg; die königliche Vorlage wurde eingebracht und am 12. Mai vom Storting angenommen.

1872 bewarb sich Ibsen vergeblich um eine Unterstützung aus dem Schäfferschen Legat.<sup>6)</sup> In einer gleichzeitigen Eingabe an das norwegische Kultusministerium scheint er auf Grund der vielen, mit seiner ägyptischen Reise verbundenen Unkosten um eine Entschädigung nachgesucht zu haben, doch ist der Text nicht vollständig überliefert.<sup>7)</sup>

Einen ungemein noblen Freund hatte Ibsen in seinem dänischen Verleger Frederik Hegel gewonnen. Diesen konnte er, ohne eine üble Aufnahme befürchten zu müssen, im Oktober 1875, da sich die Aufführung des „Peer Gynt“ in Christiania unliebsamerweise verzögerte, um einen Vorschuß von 675 Rmk. bitten,<sup>8)</sup> und obendrein einen Monat später, da neue Verlegenheiten drohten, dieselbe Bitte nochmals stellen. In dem gleichen Briefe bat er um Hegels Vermittlung bei einer Kopenhagener Kreditanstalt, seiner Aktienankäufe wegen.<sup>9)</sup> Hegel war freundlich genug, das Geld selbst vorzustrecken.

Je weiter die Jahre vorrückten, je mehr Dramen Ibsen schon verfaßt hatte, je größer die Zahl der Aufführungen wurde, je mehr sein Name auch das Ausland elektrifizierte und hier Übersetzungen und Vorstellungen sich drängten, desto unabhängiger und fester gestaltete sich auch seine Vermögenslage.

<sup>1)</sup> An Björnson 16. Sept. 1864. <sup>2)</sup> An Björnson 28. Jan. 1865. <sup>3)</sup> 25. März 1865.  
<sup>4)</sup> Vgl. Brief vom 4. März 1866. <sup>5)</sup> Gesuch vom 15. April 1866. <sup>6)</sup> Das Gesuch ist verloren gegangen. S. Sämtl. W. X. Anm. S. 465. <sup>7)</sup> Gesuch vom 24. Februar 1872. Dasselbst S. 175 ff. <sup>8)</sup> 23. Oktober 1875. <sup>9)</sup> 25. November 1875.

Freilich hatte er nicht von allem, was seinen Ruhm erhöhte, auch materielle Vorteile. So klagt er in einem Schreiben an Chr. Molbech,<sup>1)</sup> daß die Gesetzesbestimmungen noch nicht derart seien, daß sie den drei nordischen Ländern einen gegenseitigen internationalen Schutz gewährten. So konnten bei den damaligen Verhältnissen Ibsens Arbeiten, obwohl dänische Verlagschriften, in den Provinzen noch ohne Honorar gespielt werden. Die Konvention zwischen Norwegen und Schweden vom November 1877 hinderte da nichts. Zwei Jahre später kam es allerdings auch zu einer Vereinbarung mit Dänemark.

Von dem literarischen Piratentum früherer Jahre gibt auch ein Brief an den Staatsrevisor Berner einen guten Begriff.<sup>2)</sup> „Die Gesetzgebung gestattete uns nicht“, sagt Ibsen, „gleich anderen Staatsbürgern die Früchte unserer eigenen Arbeit selbst zu genießen. Das ‚Christianiaer Theater‘ bezahlte in der Regel für unsere Schauspiele ein für allemal ein kleines Honorar. Für die ‚Helden auf Helgeland‘ habe ich auf diese Weise 30 Speziestaler erhalten mit dem Bedenken: falls ich nicht mit diesem Betrag zufrieden sei, so beabsichtige man, das Stück zu spielen, ohne überhaupt ein Honorar zu zahlen, da man hierzu gesetzlich durchaus befugt sei. Die übrigen Theater Norwegens, sowie die umherziehenden Schauspielertruppen bezahlten natürlich nichts. Dasselbe war selbstverständlich auch in ganz Schweden und Dänemark bei den kleineren Theatern der Fall. Ja selbst das Kgl. Theater in Stockholm hat einmal, wie Sie sich vermutlich erinnern werden, ein Björnsonsches Drama aufgeführt, ohne einen einzigen Schilling dafür zu erlegen, obwohl der Autor energisch Anspruch darauf erhob. Später hat man sich allerdings — möglicherweise veranlaßt durch das Aufsehen, das diese Sache machte — sowohl am königlichen Theater in Stockholm, als auch am dänischen dadurch mit uns abgefunden, daß man nach Gutdünken eine Summe zahlte, ein Verfahren, in das wir uns noch mit Dank finden mußten, da weder Regierung noch Storting unsere Interessen durch literarische Konventionen mit Schweden und Dänemark wahrgenommen hatten.“

Dazu kam der Mangel an derartigen literarischen Konventionen mit Deutschland und den übrigen Ländern. Ibsen machte daher den Versuch, sich für seine Verluste vom Staat entschädigen zu lassen, scheiterte aber an dem Umstand, daß er seine Sachen in Dänemark herausgab statt in Norwegen. So wurde er erst durch den Anschluß Dänemarks an die Berner Konvention 1903 dem Auslande gegenüber geschützt.

Die Aufbesserung der Vermögensverhältnisse ersieht man indes schon deutlich aus der Zeichnung von Aktien bei der „Bergener Kreditbank“ und bei dem Passagierdampfer „Dronningen“<sup>3)</sup> im Jahre 1875 (zusammen 1500 Speziestaler), ferner aus dem Ankauf „schwedischer Staatsobligationen oder ähnlicher Papiere“ für etwa 4000 Kronen, womit er Hegel 1880 beauftragt,<sup>4)</sup> und aus den weiteren Besprechungen eines derartigen Ankaufs von über 5000 Kronen (1882),<sup>5)</sup> sodann aus dem 1882 erteilten Auftrag, für seine Rechnung „4½prozentige norwegische Hypothekenbank-Obligationen

<sup>1)</sup> 18. Dezember 1877. <sup>2)</sup> 27. März 1881. <sup>3)</sup> Brief an Hegel vom 25. November 1875. <sup>4)</sup> Brief an Hegel vom 16. Juli 1880. <sup>5)</sup> An denselben 2. Januar 1882.

im Betrag von 4000 Kronen kaufen zu lassen".<sup>1)</sup> Des Lebens Not und Sorge war wenigstens in dieser Gestalt einigermaßen abgetan, wenn er auch glaubte, ohne die literarische Tätigkeit nicht genug für sich und die Seinigen zu besitzen.<sup>2)</sup>

Auch andere Erdengüter wurden dem Dichter im Verlaufe der Jahre in reichem und immer reichem Maße zuteil. Hatte er es früher erleben müssen, daß Theater und Buchhandel sein Werk, den „Catilina“ nämlich, verschmähten, daß er selbst es herausgeben mußte in eigenem Verlag, um dann nur eine Handvoll Exemplare zu verkaufen und das übrige zu Maturatur erniedrigen zu sehen, so brach er sich doch nach und nach Bahn in immer weiteren Kreisen.

„Frau Inger auf Østrot“ wurde in Bergen aufgeführt und ein paar Jahre darauf im „Illustreret Nyhedsblad“ abgedruckt. „Das Fest auf Solhaug“ brachte es zu Aufführungen in Bergen und Christiania und zur Buchausgabe. Paul Botten-Hansen schrieb eine freundliche Anzeige für das Werk.<sup>3)</sup> „Daf Liljekrans“ ging zu Bergen in Szene, fand aber bei Borggaard am Christianiaer Theater keine Gnade.<sup>4)</sup> „Die Helden auf Helgeland“ wieder verunglückten anfangs in allen drei Hauptstädten des skandinavischen Nordens zugleich. „Die Kronprätendenten“ gefielen dem Publikum wieder nicht sonderlich. „Die Komödie der Liebe“ erregte die größte Erbitterung, fand aber keine Rezensenten und keine Käufer.

Nach diesen trüben Erfahrungen verließ Ibsen sein Vaterland und ging nach Rom. Hier schrieb er seinen „Brand“, gab also der früheren Art romantischer Dramen den Abschied und betrat den schwierigen, nicht unbedenklichen Weg der ausgesprochenen Ideendichtung. „In diesen Tagen kommt vermutlich mein Buch heraus,“ schreibt er am 4. März 1866 in die Heimat, „und in meiner jetzigen Lage, harrend, von Spannung und Ungeduld verzehrt, dem Buch und damit vielleicht Kämpfen und Angriffen aller Art entgegensehend, außerstande, inmitten aller dieser Dinge an etwas Neues heranzugehen, was doch schon ausgetragen in mir liegt — ja, darüber will ich mich nicht weiter auslassen.“<sup>5)</sup> Als er im Sommer an seinem Drama schaffte, war er „trotz Not und Pein so unbeschreiblich glücklich“ gewesen, einen förmlichen „Kreuzzugsjubel“ meinte er zu empfinden, aber jetzt, da das Buch erscheinen soll und das lange, „tostlose Abwarten“ seine Nerven quält, seufzt er: „Mir ist, als sei ich durch eine große, unendliche Wüste von Gott und den Menschen geschieden.“ Freilich verzagt er auch jetzt nicht, und einige Zeilen weiter wagt er sogar die Prophezeiung: „Na, das ist wohl ein Übergang; ich will und werde einmal einen Sieg haben!“<sup>6)</sup>

Dieser Sieg dämmerte denn auch schon jetzt an seinem Himmel heraus. Man sprach und schrieb und grübelte viel über die neue Dichtung und man — kaufte sie. Am 15. März 1866 war das Werk erschienen, am 24. Mai hatte es die zweite Auflage, am 16. August die dritte und noch vor Jahres-schluß, am 14. Dezember 1866, eine vierte. Ibsen hatte Erfolg, man hörte

<sup>1)</sup> An denselben 2. Dezember 1882. <sup>2)</sup> Brief an Björnson 29. September 1884.

<sup>3)</sup> Vgl. Brief an diesen vom 17. April 1857. <sup>4)</sup> Ebenda. <sup>5)</sup> Brief an Björnson vom 4. März 1866. <sup>6)</sup> Ebenda.

auf ihn. Ermutigt ging er an eine neue Ausgabe seiner „Komödie der Liebe“ und eine „neue Arbeit“, „ein großes dramatisches Gedicht“.<sup>1)</sup> Das war die phantastische Dichtung „Peer Gynt“, ein Gegenstück zu „Brand“, der dann ein noch kolossaler angelegtes Werk, das Doppel drama „Kaiser und Galiläer“ folgte.

Um diese Zeit vollzog sich auch der große Übergang zu seinem späteren Schaffen. Ideell eingeleitet durch die „Komödie der Liebe“, in der äußeren Form besonders durch das große zehntätige Drama über Julian den Abtrünnigen, begann die dritte Serie seiner Dramen, die sozialen Bühnenstücke, die mit raffinierter Bühnenkenntnis und psychologischer Virtuosität das anatomische Messer an die moderne Gesellschaft legen.

Dreißig Jahre ist Ibsen dieser Richtung treu geblieben, die 1869 mit dem „Bund der Jugend“ beginnt und 1899 mit dem „dramatischen Epilog“ „Wenn wir Toten erwachen“ beschlossen wird.

Ibsen wird europäisch. Man übersetzt und führt ihn auf, huldigt ihm in Brief, Gedicht und Abhandlung, verbietet ihn polizeilich und gibt ihn wieder frei.

Siebold, Passarge und andere übersetzen Ibsen ins Deutsche.<sup>2)</sup> Graf Prozor, Jules Lemaitre und Lugné-Poe lenken in Frankreich die Aufmerksamkeit auf ihn,<sup>3)</sup> William Archer in England,<sup>4)</sup> Capuana in Italien.<sup>5)</sup> Er selbst hat schon genug zu tun mit der Wahrnehmung seiner zahlreichen literarischen Angelegenheiten in Deutschland, Österreich, Amerika und anderswo.<sup>6)</sup> Georg Brandes und viele andere wirken in Wort und Schrift mächtig auf die Geister, zum Verständnis und zur Hochschätzung Ibsens beizutragen.

Auch sichtbare Auszeichnungen in Gestalt von Ordenssternen blieben Ibsen nicht versagt. 1871 wurde er Ritter des Dannebrog. Er schreibt darüber an Hegel: „Ich kann den Männern, die das bewirkt haben, gar nicht genug erkenntlich sein. Nun werden meine Landsleute meine gesammelten ‚Gedichte‘ noch einmal so gut finden!“<sup>7)</sup> Die ägyptische Reise, welche er auf eine offizielle Einladung zur Eröffnung des Suezkanals unternahm,<sup>8)</sup> brachte ihm den türkischen Kommandeurstern des Medjidieordens, „ein prachtvolles Ding, das ich heute mit einem großen unleserlichen Diplom vom Großtürken selber empfang“,<sup>9)</sup> wie er Hegel mitteilt. Auch vom Herzog von Meiningen, dessen Gast er auf Schloß Liebenstein gewesen, wurde er dekoriert mit dem Sächsisch-Ernestinischen Hausorden.<sup>10)</sup> Und als ein Jahrzehnt darauf die „Gespenster“ in Meiningen über die Bretter gegangen, erhielt er die Insignien eines Ritters des Sächsisch-Ernestinischen Ordens erster Klasse mit dem Stern.<sup>11)</sup>

<sup>1)</sup> Brief an Hegel 5. Januar 1867. <sup>2)</sup> Brief an Dietrichson 28. Mai 1869; an Siebold 15. Juni 1869; an Passarge 16. Dezember 1886 usw. <sup>3)</sup> Brief an Prozor 25. Oktober 1889; an Archer 27. Juni 1895; an Collin 31. Juli 1895. <sup>4)</sup> Briefe an Archer 3. November 1889 und 29. April 1891. <sup>5)</sup> Brief an Prozor 23. Januar 1891. <sup>6)</sup> An denselben 25. Oktober 1889. <sup>7)</sup> An Hegel 16. Februar 1871. <sup>8)</sup> An das norwegische Kultusministerium 24. Februar 1872. <sup>9)</sup> An Hegel 9. Mai 1871. <sup>10)</sup> 15. September 1876. <sup>11)</sup> 5. Januar 1887.

Sogar der Schimmer wissenschaftlicher Auszeichnung wurde Ibsen zuteil. Beim Jubiläum der Universität Upsala 1877 wurde er nämlich zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät ernannt.

So hat sich der Dichter aus schwierigen Anfängen erfolgreich emporgearbeitet und ist gewiß nicht leer ausgegangen bei der Verteilung der irdischen Glücksgüter. Vermögen, Ehre, abwechslungsreiche Reisen und Aufenthalt in den berühmtesten Städten und in den anmutigsten Gegenden des In- und Auslandes, Verkehr mit gefeierten, reichbegabten Menschen und treuen Freunden, Orden und Kunstwerke, Ansehen, Ruhm und Einfluß bei den verschiedensten Nationen, das alles hat er genossen.

Glücklich ist er dabei freilich nicht geworden. Man lese seinen Brief vom 31. Juli 1895, womit er eine neue, sehr erfreuliche Postsendung bescheinigt. Die Drucksachen von Eugène-Poe, der in Frankreich so tätig für ihn gewesen, hat er richtig erhalten. „ . . . Und außerdem eine ganze Menge anderer Dinge. Weit mehr als mir lieb ist. Es gewährt ja eine gewisse Befriedigung, so bekannt zu sein in den Ländern ringsum. Aber ein Glücksgefühl bringt es mir nicht. Und was ist es schließlich im Grunde wert, das Ganze? Na — —!“<sup>1)</sup>

## II.

Nachdem wir so Ibsen in seinen mehr äußeren und äußerlichen Verhältnissen betrachtet, wollen wir ihn etwas näher ins Auge fassen als Mensch unter Menschen, in seinen Beziehungen zu Vater, Mutter, Schwester, zur eigenen Familie, zu Freund und Mitbürger, wiederum an der Hand seiner Briefe.

Den Eltern wurde Ibsen frühzeitig entfremdet. Schon als fünfzehnjähriger Bursche mußte er lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, denn die Vermögensverhältnisse daheim in Skien waren nicht glänzend. Von seiner Apotheke in Grimstad, wo er eine Stelle als Lehrling gefunden und dann zum Provisor avancierte, kam er nur zu vorübergehenden Besuchen ins elterliche Haus. Mehr noch als diese äußere Entfernung wirkte die innere Umwandlung, die ihn allmählich zu einem glühenden Verehrer des ausgeprägtesten Individualismus und der ungehemmten Gedankenfreiheit machte, während man zu Hause festhielt an den von den Vätern überkommenen Lehren und Anschauungen. „Weißt Du,“ schreibt er einmal an Björnson, „daß ich mich fürs ganze Leben von meinen eigenen Eltern, von meiner ganzen Familie fortgemacht habe, weil ich nicht in dem Zustand eines halben Verständnisses verharren wollte?“<sup>2)</sup> So erklärt es sich wohl in erster Linie, daß in dem ganzen umfangreichen Bande seiner Briefe auch nicht ein Schreiben an seine Eltern enthalten ist. Mit der Schwester Hedvig korrespondierte er, wenn auch nicht gerade viel. Brieffschreiben war überhaupt nicht seine Passion. Dieser Schwester hatte er vereinst beim Abschied von Skien anvertraut, er habe sich vorgenommen, „das Allerhöchste und Allervollkommenste zu erreichen, das ein Mensch erreichen könnte in Größe

<sup>1)</sup> An Collin 31. Juli 1895.    <sup>2)</sup> An Björnson 9. Dezember 1867.

und Klarheit", und so zu sterben.<sup>1)</sup> Der Herausgeber der Briefe vermutet, daß Hedvig gewiß auch den Versuch gewagt, in religiöser Beziehung auf den älteren Bruder einzuwirken, wenn auch ohne großen Erfolg, und daß sie „allmählich und in der Stille den Weg zu einer milden und verzeihenden Toleranz“ gefunden. Ein interessantes Belegstück für die gegenseitige Liebe der Geschwister, wie auch andererseits für die in der Familie bezüglich der Welt- und Lebensanschauung herrschenden Dissonanzen ist der Brief vom 26. September 1869. Das Schreiben ist so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen können, es teilweise abzudrucken.

„Monate sind vergangen, seit ich Deinen liebevollen Brief erhalten habe — und jetzt erst antworte ich. Aber es steht so vieles zwischen uns, zwischen mir und der Heimat. Dies mußt Du einsehen und nicht glauben, daß ich in den langen Jahren und nun lezt hin im Sommer aus Gleichgültigkeit geschwiegen habe. Ich kann keine Briefe schreiben; ich muß persönlich zur Stelle sein und mich ganz und gar geben. Du dagegen, Du kannst schreiben — tue es — tue es oft! Ich werde jedenfalls mit einem innigen Gruß antworten, mit einer Botschaft, die Dich, wie ich hoffe, nicht betrüben wird.

Mein Blick ist auf mein Inneres gewandt: da habe ich meinen Kampfplatz, wo ich bald siege, bald Niederlagen erleide. Doch über all dies läßt sich nichts in einem Briefe schreiben. Mache keinen Versuch mit einem Beteuerungsstück. Ich will wahr sein; was kommen soll, das kommt schon.

Unsere liebe alte Mutter ist also tot. Habe Dank, daß Du so liebevoll die Pflicht auf Dich genommen hast für uns andere. Du bist sicherlich die Beste!

Ich streife viel in der Welt umher. Wer weiß, ob ich nicht nächsten Sommer nach Norwegen komme, und dann will ich die alte Scholle wiedersehen, auf der ich doch noch mit so vielen Wurzeln hafte. Grüße Vater innig von mir. Und was meine Person betrifft, so erkläre ihm das, was Dir so gut verständlich ist; ihm ist es das vielleicht nicht.“<sup>2)</sup>

Zu dem erwähnten Besuche in Skien kam es übrigens nicht, und Ibsen hat seinen alten Vater nicht wiedergesehen. Am 18. November 1877 schreibt er an seinen Onkel Christian, er habe durch die Zeitungen und durch einen Brief Hedvigs erfahren, daß der Vater heimgegangen; er dankt allen, die an seiner Statt auf sich genommen, wozu er bis in die jüngste Vergangenheit außerstande gewesen. Er habe nicht praktisch helfen können, und bloßes Brieffschreiben sei ihm zwecklos vorgekommen.

Auch hier wieder Entschuldigungen für seine Entfremdung von Elternhaus und Heimat. „Für Unbeteiligte mag es ja auch so aussehen, als hätte ich mich freiwillig und vorsätzlich meiner Familie entfremdet oder wenigstens ein für allemal mich von ihr entfernt. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß unerbittliche Umstände und Verhältnisse von allem Anfang daran wesentlichsten Anteil hatten.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Siehe Einleitung S. XVIII. <sup>2)</sup> An Hedvig Stousland 26. September 1869.  
<sup>3)</sup> An Christian Paus 18. November 1877.

Zu dem geplanten Besuche in Skien war es, so gern er diesen Gedanken verwirklicht, nicht gekommen, weil er starken Widerwillen verspürte, „in nähere Berührung mit gewissen dort herrschenden Geistesrichtungen zu kommen, mit denen ich mich durchaus nicht verwandt fühle, und ein Zusammenstoß mit ihnen hätte leicht Unannehmlichkeiten oder wenigstens eine Mißstimmung hervorgerufen, die ich lieber vermeiden wollte“.<sup>1)</sup>

Gehen wir jetzt über zu Ibsens eigener Familie. Briefe an seine Frau sind in der Sammlung nicht enthalten, nur der „Freiersbrief“ vom Januar 1856, voll schwärmerischer Verehrung und in Versen. Unter all den geschmückten, faden Balladen, die nicht begreifen, „wie lästig die Welt und schal“, ist nur eine, die tiefer blickt:

„Doch ja, eine einzige fand ich,  
Nur eine im ganzen Schwarm,  
Im Auge wohnt heimlicher Kummer;  
Dort leß ich Sorgen und Harm.  
Dort leß ich verträumte Gedanken,  
Dort ahn' ich ein Herz, beklemmt  
Von ewig pochender Sehnsucht,  
Dem Frieden des Lebens fremd.“<sup>2)</sup>

Diese Dame, dies „junge träumende Rätsel“ möchte er sich zur Braut wünschen. Sein Wunsch ging in Erfüllung,<sup>3)</sup> und Ibsen scheint gut mit ihr ausgekommen zu sein, da sie ihm nicht viele Schwierigkeiten in den Weg legte. Sie erfreute sich in ihrer Weise an den Naturschönheiten und der sonstigen Herrlichkeit, die ihr im Süden und Norden begegnete,<sup>4)</sup> und ließ ihn ungehindert arbeiten. „Meine Frau solltest Du nur kennen“, schreibt der Dichter an seine Schwester Hedvig, „sie paßt ganz zu mir.“<sup>5)</sup> Und noch viel bezeichnender redet er von ihr in einem Schreiben an P. Hansen.

Die „Komödie der Liebe“ „gab in Norwegen Veranlassung zu vielem Gerede; man zog meine persönlichen Verhältnisse in die Diskussion hinein, und ich hatte in der öffentlichen Meinung sehr verloren. Die einzige, die damals das Buch billigte, war meine Frau. Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche — unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt; groß ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos ihr Haß gegen alle kleinlichen Rücksichten.“<sup>6)</sup>

Häufig wird in den Briefen Sigurd genannt, Ibsens einziger Sohn, der spätere Minister. Er war in Christiania geboren, konnte aber als kaum sechsjähriger Knabe schon die ewige Stadt „nach allen Richtungen“ an der Hand der Mutter durchstreifen, „bald die Ruinen, bald die Museen, Galerien und Sammlungen.“<sup>7)</sup> Später hören wir, wie er mit ihr die Berge durchwandert.<sup>8)</sup> Dann besuchte er in Dresden die Schule,<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> An Christian Paus 18. November 1877. <sup>2)</sup> An Susanna Thoresen. An die Einzige. Januar 1856. Übersetzt von L. Fulda. <sup>3)</sup> Die Verlobung erwähnt im Brief an Botten-Hansen 17. April 1857. 1858 war die Hochzeit. Vgl. Eingabe an die norwegische Regierung 10. März 1863. <sup>4)</sup> Vgl. Brief an M. Thoresen 3. Dezember 1865 und 15. Oktober 1867. An Hegel 2. September 1884. <sup>5)</sup> An H. Stousland 26. September 1869. <sup>6)</sup> An P. Hansen 28. Oktober 1870. <sup>7)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865. <sup>8)</sup> An M. Thoresen 15. Oktober 1867. <sup>9)</sup> An H. Stousland 26. September 1869.

bis Overtertia. In München machte er sein Abiturientenexamen „mit Nummer Eins in allen Fächern“<sup>1)</sup> und studierte hierauf in Rom und München Jura. Der Vater suchte ihm dann durch den Justizminister Bachke eine Stellung in Norwegen zu ermöglichen.<sup>2)</sup> Wirklich erhielt er auch eine solche im Konsulatsbureau des Ministeriums des Innern und bekleidete dann verschiedene Posten im diplomatischen Dienst. Später wurde er norwegischer Staatsminister.

Ibsen zeigt sich in seinen Briefen stets als liebender Vater. Er bestellt mit Vergnügen die Grüße, die ihm sein fünfjähriger „Zuave“ an Björnsterne Björnson aufträgt.<sup>3)</sup> Er verschafft ihm, da er lesen gelernt, Lektüre. „Er liest jeden Tag Volksfagen und Märchen“, schreibt der Vater an M. Thoresen, „könntest Du uns aber durch irgendeinen Reisenden eine kleine Biblische Geschichte senden — das wäre, glaub' ich, eine wahre Wohltat.“<sup>4)</sup> Und so beschäftigen ihn beim Heranwachsen des Sohnes oft die Gedanken an dessen Zukunft. Er schreibt, da in Dresden die oberen Gymnasialklassen aufgehoben sind, an den ihm persönlich unbekanntem Professor von Maurer in München, um sich über die süddeutsche Schulordnung zu informieren und ein geeignetes Gymnasium kennen zu lernen.<sup>5)</sup> Dann siedelt er selbst nach München über. Später überlegt er, ob er nicht des Sohnes wegen nach Norwegen zurückkehren soll, so wenig er sich auch für einen dauernden Aufenthalt in seinem Vaterlande zu begeistern vermag.<sup>6)</sup> Der Bemühungen um Sigurds spätere Lebensstellung wurde oben schon gedacht.

Erwähnt seien noch Ibsens Briefe an seine Schwiegermutter Magdalene Thoresen,<sup>7)</sup> die selbst Schriftstellerin war und mit der er über Literatur- und Theaterangelegenheiten plauderte. Übrigens sieht man auch hier ein schönes Interesse für andere Familienmitglieder.

Zahlreicher sind, wie leicht zu erwarten, die Briefe an die literarischen Freunde, merkwürdig die an Björnson.

Diese beginnen gleich mit Aufklärung eines Mißverständnisses, und man merkt sofort, daß trotz des „reichen und warmen Freundesherzens“, das Björnson ihm bewahrt, und seiner Dankbarkeit dafür zwischen diesen Charakteren, dem begeisterungsfähigen, tätigen Freunde in der Heimat und dem in Rom weilenden Ibsen, der gleichsam von Natur „den Leuten nicht ganz und recht von Herzen nahe kommen kann“, vor denen er sich „offen und mit jeder Faser geben sollte“, Differenzen entstehen können. Doch hat er allen Grund, Björnson dankbar zu sein in pekuniärer und geistiger Beziehung, und er erkennt dies auch völlig an.<sup>8)</sup> „Jenes ganz Große, das, was unbedingt das Größte für mich und die Richtung meines Lebens war: Dir begegnet zu sein und Dich wirklich gefunden zu haben — das kann ich Dir nicht anders als durch eine Ergebenheit vergelten, auf die weder meine

<sup>1)</sup> An Dietrichson 18. April 1879. <sup>2)</sup> An Bachke 30. November 1883. <sup>3)</sup> An Björnson 28. Januar 1865. Björnson hatte dem Kleinen ein Zuaventostüm geschenkt. <sup>4)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865. <sup>5)</sup> An R. v. Maurer 29. März 1875. <sup>6)</sup> An Dietrichson 18. April 1879; an Grönvold 27. Juni 1879. <sup>7)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865, 15. Oktober 1867, 31. März 1868, 29. Mai 1870, 5. Juni 1870. <sup>8)</sup> An Björnson 16. September 1864.

Freunde noch Deine Feinde irgendwelchen Einfluß haben werden.“<sup>1)</sup> Er wird offen und durchsichtig und redselig. „Jetzt kann ich mit Dir reden; früher hab' ich das nie so recht können.“ „Mich dünkt, ich habe Dir unendlich viel zu sagen, es kommt gleichsam wie ein Strom über mich und ist ganz ungeordnet; aber sollte ich es alles niederschreiben, so würde kein Postporto hinreichen.“<sup>2)</sup>

Nach diesen Ergüssen folgt dann aber wieder ein Brief voll Qual und Angst, infolge eines Mißverständnisses bei Björnson verloren zu haben.<sup>3)</sup> Zwei Monate später kommt schon ein weiteres Schreiben, um „Rechenschaft“ abzulegen und Schwierigkeiten vorzubauen.<sup>4)</sup> Und im Oktober desselben Jahres gibt er seiner Hoffnung Ausdruck, daß Björnson in dem letzten „kleinen Zusammenstoß nichts anderes oder nichts mehr als etwas Vorübergehendes gesehen habe“.<sup>5)</sup>

Dann folgt wieder ein heftiger Ausbruch. „Was ist denn das eigentlich für ein Höllensputz, der auf jedem einzigen Punkt uns in die Quere kommt? Es ist, als ob der Satan in Person käme und uns das Licht nähme!“<sup>6)</sup> Er hat einen Brief geschrieben, „aus der Fülle eines dankbaren Herzens“, und dann muß ihm gerade etwas in den Weg kommen, eine schlimme Rezension von Peterfen, die er als „tendenziöses Verbrechen“ an Wahrheit und Recht betrachtet und die Björnson nach seiner Ansicht hätte verhindern können und müssen, und so hat er seinen schönen Brief „in Stücke zerrissen“. Andererseits flammt dann am Ende des leidenschaftlichen Schreibens wieder die Anhänglichkeit an Björnson hoch empor. „Eines will ich, und sollten auch äußere und innere Mächte mich dazu treiben, mir selbst das Dach über dem Kopf anzustecken — ich will immerdar — so wahr mir Gott helfe, sein und bleiben Dein treu und aufrichtig ergebener Henrik Ibsen.“<sup>7)</sup> Am folgenden Tage ergreift er dann noch einmal die Feder und setzt in ruhigerer Stimmung dem Freunde seine Meinung auseinander, um zu dem Resultat zu gelangen: „Lieber Björnson, laß uns doch versuchen zusammenzuhalten! Unsere Freunde haben uns oft genug das Leben sauer und den Kampf unnötig schwer gemacht.“<sup>8)</sup> Der Brief wurde dann abgeschickt, aber Ibsen fand „keine Stunde der Ruhe oder Zufriedenheit“ mehr. „Die Ladung Quark, die ich bei meiner Epistel das letzte Mal verfrachtete, war die Ursache . . . Das Schlimmste, was ein Mensch sich antun kann, ist, andern unrecht zu tun.“<sup>9)</sup> Aber Björnson nahm die Sache nicht so tragisch und schrieb ihm einen freundlichen Weihnachtsbrief. Ibsen atmete erleichtert auf: „Ich sah auf lange Zeit nichts als Unfrieden und Bitterkeit vor mir; aber jetzt, hinterher, erscheint es mir als so ganz Deiner Natur gemäß, daß Du die Sache gerade so genommen hast und nicht anders. Ich lese Deinen Brief immer wieder und immer wieder durch und lese mich frei von dem quälenden Bewußtsein, daß ich Dich verletzt haben könnte.“<sup>10)</sup> Sogar gegen Peterfen, der das „tendenziöse Verbrechen“ begangen haben soll, ist er milder geworden und gönnt ihm einen Gruß.

<sup>1)</sup> An denselben 12. September 1865. <sup>2)</sup> An Björnson 12. September 1865.  
<sup>3)</sup> 4. März 1866. <sup>4)</sup> 5. Mai 1866. <sup>5)</sup> Oktober 1866. <sup>6)</sup> 9. Dezember 1867. <sup>7)</sup> Ebenda.  
<sup>8)</sup> 10. Dezember 1867. <sup>9)</sup> An Björnson 28. Dezember 1867. <sup>10)</sup> Ebenda.

Dann sucht man jahrelang vergebens nach Briefen an Björnson. Das erste, was man findet, ist ein Glückwunschschreiben zu seinem 25jährigen Schriftstellerjubiläum,<sup>1)</sup> darauf kommen ein paar Briefe in sozialen und Theaterangelegenheiten und über einen abermaligen Antrag ans Storting bezüglich eines Dichtersoldes für Kielland, den Ibsen für unpraktisch hält nach der im Juni erfolgten Ablehnung.<sup>2)</sup>

Diese lange Entfremdung zwischen Björnson und Ibsen hat ihren Grund übrigens nicht bloß in persönlichen Dissonanzen und Reibungen, sondern auch in der verschiedenen Stellung der beiden Männer zu Religion und Politik.<sup>3)</sup> Ibsen war in beiden Beziehungen für Freiheit und Individualismus, während Björnson am Christentum festhalten wollte und „für die nationale Selbständigkeit und politische Demokratie“ kämpfte.<sup>4)</sup> Später näherten sie sich wieder ganz bedeutend in ihren Anschauungen und fanden sich wieder „im Dienste der Freiheit“.<sup>5)</sup> Auch traten sie in die engsten Familienbeziehungen, indem Sigurd Ibsen Björnsons Tochter Bergliot heiratete.

Ungetrübt war das Verhältnis Ibsens zu Georg Brandes, dem einflussreichen Revolutionär auf religiösem und ästhetischem Gebiete. Der Dichter begegnete dem begabten Manne stets mit großer Hochachtung, und Brandes war ein glühender Anhänger des Dramatikers, der sich nicht um die hergebrachten Regeln der Kunst bekümmerte und es schließlich mehr oder minder als seine Hauptaufgabe betrachtete, die Wirklichkeit in seinen Werken wiederzuspiegeln, so wie er sie in der Welt gesehen oder gesehen zu haben glaubte, und der in der konsequenten Zeichnung charaktervoll ausgeprägter Gestalten das Heil erblickte, eine Anschauung, die Brandes gleichfalls in seinen „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ verfochten. Hier und da ärgerte er sich über die unüberwindliche Nachlässigkeit Ibsens in der Korrespondenz, aber kam dann wieder ein Schreiben des Meisters, so verflog die üble Laune.

<sup>1)</sup> August 1882. <sup>2)</sup> 28. März 1884, 29. September 1884, 22. Dezember 1885.

<sup>3)</sup> Von der Größe der Entfremdung kann man sich einen Begriff machen, wenn man Ibsens hartes Urteil im Briefe an Brandes vom 15. Juli 1869 liest: „Für ihn (Björnson) existieren nur zwei Sorten Menschen: die, aus denen er Nutzen ziehen kann, und die, die ihn genieren können“. Erwähnt sei auch eine Bemerkung aus dem Jahre 1872 über „die gegenwärtigen königlichen Ratgeber“: „Leute, die Jaabaek und Björnson auf freiem Fuß herumlaufen lassen, qualifizieren sich dazu, selbst ins Loch gesteckt zu werden“. (An J. H. Thoresen 27. September 1872). In einem Schreiben an Hegel vom 11. April 1870 bedauert er indes, daß es zwischen ihm und Björnson „zu einem Bruch gekommen ist“. Er hofft, „daß er nicht von Dauer sein wird“. Er wäre sogar „nicht abgeneigt, ihm die neue Ausgabe der ‚Kronpräsidenten‘ zuzueignen, möglicherweise mit ein paar Verszeilen“. Hegel soll womöglich „vorher gelegentlich bei ihm anfragen“, „da die direkte diplomatische Verbindung zwischen uns abgebrochen ist“. Allein zwei Tage später (13. April 1870) kommt ein weiteres Schreiben, das diese Bitte zurücknimmt infolge eines Briefes, den er aus Christiania erhalten, über dessen Inhalt aber nichts Näheres mitgeteilt wird. — Später, am 28. Oktober 1877, sandte er Björnson ein Billett, das aber nicht mehr existiert, nebst einem Exemplar der „Stützen der Gesellschaft“. <sup>4)</sup> Vgl. Einl. S. XXXVI ff.

<sup>5)</sup> Vgl. Telegramm aus Gossensfjæ an Björnson zum Dichtersjubiläum 10. Aug. 1882. Dasselbst S. XL.

Und Ibsen konnte ja auch wunderbar gemütlich mit ihm scherzen und plaudern,<sup>1)</sup> und gute Ratschläge erteilen und loben und bewundern und andererseits wieder so interessant das Bestehende misachten und skeptisch an Institutionen und Werten rütteln, die Jahrtausende gedauert.<sup>2)</sup> Doch darauf müssen wir in einem andern Kapitel eingehender zu sprechen kommen.

### III.

Besonders wertvoll sind für uns natürlich jene Briefe, in denen Ibsen einen Blick in seine eigene Ideenwelt tun läßt. Versuchen wir, aus diesen zerstreuten Äußerungen einzelne besonders wichtige unter ein paar allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzustellen.

Von Religion ist gerade nicht viel die Rede, aber doch an einzelnen Stellen. 1858 schreibt er, daß er „sich brennend heiß gesehnt nach einem großen Leid — ja, fast g e b e t e t um ein solches Leid, welches das Dasein so recht ausfüllen, dem Leben Inhalt geben könnte“.<sup>3)</sup> Ein Fest bei Nilsen und „die vielen lieben, unvergeßlichen Menschen“, mit denen er dort zusammengekommen, wirken auf ihn „wie ein erquicklicher Kirchgang“.<sup>4)</sup> In Ariccia 1865 liest er „nichts anderes als die Bibel — die ist kräftig und stark“.<sup>5)</sup> Für seinen Sigurd wünscht er, da dieser lesen gelernt, „eine kleine, biblische Geschichte“, „das wäre, glaub' ich, eine wahre Wohltat“;<sup>6)</sup> ebenso etwas später „die für den ersten Religionsunterricht nötigen Bücher, geeignet für ein achtjähriges Kind, das jedoch gerade kein Anfänger mehr ist“.<sup>7)</sup> Doch huldigt er schon in dieser Zeit der Ansicht, daß die selbständige Ästhetik ebensosehr ein Fluch für die Poesie, „wie die Theologie es für die Religion ist“.<sup>8)</sup>

An König Karl schreibt er: „Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat“.<sup>9)</sup> Auch sonst ist von der Verantwortung vor Gott die Rede. „Klemens Petersen hat eine große Verantwortung: unser Herrgott hat ihm eine große Aufgabe anvertraut“.<sup>10)</sup> Man muß Treue haben, nicht nur „gegen einen Freund, ein Ziel oder der gleichen, sondern gegen etwas viel Höheres“.<sup>11)</sup> Merkwürdig kann es dann allerdings klingen, wenn Ibsen dem von seiner Krankheit genesenen Georg Brandes schreibt: „An eine Gefahr habe ich ja nicht recht geglaubt; man stirbt nicht in der Exposition; der große Weltendramaturg braucht Sie zu einer Hauptrolle in der ‚Haupt- und Staatsaktion‘, die er sich nun wohl bald rüstet, vor einem hochverehrlichen Publikum aufführen zu lassen.“<sup>12)</sup> Und noch seltsamer ist es, wenn er an denselben Brandes die Worte richtet: „Wenn die Alten über Gotteslästerung heulen, so sollten sie bedenken, daß

<sup>1)</sup> Vgl. Briefe an Brandes 17. Februar 1871, 4. April 1872, 31. Mai 1872, 16. Oktober 1873, 20. April 1874 usw. <sup>2)</sup> An Brandes 17. Februar 1871, 24. September 1871, 4. April 1872. <sup>3)</sup> Brief an Anker 30. Januar 1858. <sup>4)</sup> An Nilsen 24. Juni 1863. <sup>5)</sup> An Björnson 12. September 1865. <sup>6)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865. <sup>7)</sup> An Hegel 24. Februar 1868. <sup>8)</sup> An Björnson 13. September 1865. <sup>9)</sup> An König Karl 15. April 1866. <sup>10)</sup> An Björnson 9. Dezember 1867. <sup>11)</sup> Ebenda. <sup>12)</sup> An Brandes 18. Mai 1871.

sie selber die Lasterer sind: der große Betreffende hat schon mit Ihnen seine Absichten gehabt.<sup>1)</sup> Für große logische Schärfe spricht dieser Satz gerade nicht und für übermäßiges Verständnis einer religiösen Weltanschauung auch nicht.

Übrigens gesteht Ibsen anderswo, daß er in dem Federkrieg zwischen Philosophen und Theologen, der in Kopenhagen ausgebrochen, „nicht genügend mit der Sache vertraut“, um sich ein Urteil zu bilden.<sup>2)</sup>

Später schreibt er einmal an Brandes: „Daß ich Ihnen zu der Bemerkung, es werde nichts ‚Kompromittierendes‘ für mich haben, für Ihre Zeitschrift zu schreiben, irgendwelche Veranlassung gegeben hätte, wüßte ich nicht, und gewiß würde es Ihnen, ebenso wie jedem anderen, außer mir selbst, schwer fallen zu entscheiden, was ich für das ‚Kompromittierendere‘ halte — mit Bischof Martensen zusammenzuarbeiten oder mit dem seligen David Strauß.“<sup>3)</sup>

Um dieselbe Zeit denkt er daran, seinen Sohn zur Fortsetzung seiner Studien nach München zu schicken. Dabei würde die Konfession der Schule für ihn kein bestimmendes Moment sein.<sup>4)</sup>

„Solange eine Bevölkerung es noch für wichtiger hält,“ heißt es ein paar Jahre später, „Bethäuser zu bauen als Theater — solange sie noch lieber die Zulassung unterstützt als das Museum der Künste, solange kann die Kunst auch auf kein gesundes Gedeihen rechnen — ja nicht einmal für den Augenblick als eine Notwendigkeit gelten.“<sup>5)</sup>

Schlecht zu sprechen ist er auch bisweilen auf die Theologen. „Da oben (in Norwegen) wird die Kritik teilweise von mehr oder weniger maßfierten Theologen besorgt; und diese Herren sind in der Regel ganz außerstande, über Werke der Dichter vernünftig zu schreiben. Die Schwächung der Urteilskraft, die, wenigstens was die Durchschnittsnaturen betrifft, die notwendige Folge einer dauernden Beschäftigung mit theologischen Studien ist, tritt nämlich besonders hervor, wenn es sich darum handelt, Menschencharaktere, menschliche Handlungen und menschliche Beweggründe zu beurteilen. Der praktische Geschäftsverstand dagegen leidet bei diesem Studium nicht so sehr. Deshalb sind die geistlichen Herren sehr oft ausgezeichnete Kommunal männer, aber sie sind unbedingt unsere schlechtesten Kritiker.“<sup>6)</sup>

In einem Briefe an Björnson spricht er von der „Meinung all der Opfer der Pfaffenverdummung rings im Lande“,<sup>7)</sup> und Hegel spricht er den freundlichen Wunsch aus: „Der schwarzen Theologenbande, die gegenwärtig im norwegischen Kultusministerium das Regiment führt, werde ich bei Gelegenheit ein angemessenes literarisches Denkmal setzen.“<sup>8)</sup>

Soviel geht wohl aus den angeführten Stellen zur Genüge hervor: Ibsen war in religiöser Beziehung wie in anderer ein Unvollendeter, ein Fragender. Die protestantische Orthodorie befriedigte ihn nicht, die Lehren

<sup>1)</sup> An Brandes 4. April 1872. <sup>2)</sup> An Collin 21. Oktober 1867. <sup>3)</sup> An Brandes 30. Januar 1875. <sup>4)</sup> An R. v. Maurer 29. März 1875. <sup>5)</sup> An Dietrichson 19. Dezember 1879. <sup>6)</sup> An Brandes 3. Januar 1882. <sup>7)</sup> An Björnson 28. Dezember 1885. <sup>8)</sup> An Hegel 25. Oktober 1880.

und Anschauungen des Vaterhauses und Vaterlandes waren ihm zu eng und beschränkt. Die katholische Lehre hat er niemals gründlich kennen gelernt, wenn er auch so lange in Italien lebte und sich ebenso in Deutschland gern in katholischer Umgebung aufhielt. Der Grund hiefür war ein ziemlich äußerlicher: bei der bevorstehenden Übersiedlung nach München rühmt er „die Annehmlichkeit, unter Katholiken zu leben, die hier in Deutschland den Protestanten unbedingt vorzuziehen sind“.<sup>1)</sup>

Dem Atheismus, den Björnson schon bei der Herausgabe von „Kaiser und Galiläer“ bei ihm vermutete,<sup>2)</sup> ist er nicht verfallen. Der H. Thaarup gegenüber, die ihn, in allerdings einseitiger Auffassung, gleichsam als Apostel des Gottesglaubens und der christlichen Weltanschauung verherrlicht, erklärte er bei einem Besuche, daß er nie am Dasein Gottes gezweifelt.<sup>3)</sup> Aber wieviel hat er wohl bei seiner Freundschaft mit Brandes und andern „fortgeschrittenen“ Geistern und bei seinem eigenen skeptisch-zeretzenden Wesen vom wahren Christentum noch gerettet?

Ein Skeptiker und ein Revolutionär ist Ibsen allerdings gewesen.

Sein erstes Drama war der „Catilina“, und es entstand nicht etwa in rein objektiver Geschichtsbetrachtung, sondern unter dem Druck der eigenen quälenden Verhältnisse. Besonderen Wert legt er in jener Zeit auch auf eine novellistische Arbeit: „Der Gefangene von Akerhuus“. „Sie behandelt des Christian Lofthuus trauriges Schicksal“,<sup>4)</sup> also einen Mann, welcher für die Unterdrückten kämpft und selbst dabei untergeht als ein Opfer von Verrat und Intrige. Ein Stoff, aus dem sicher derjenige etwas machen konnte, der bald darauf selbst ein Wochenblatt „für literarische Satire und politische Opposition“ herausgab, das übrigens schon nach neun Monaten selig einschlieft.

Und nun die Briefe der folgenden Periode! Wie vieles nimmt da der grimmige Kritiker nicht auf seine Wage, um es zu leicht zu finden, bald mit Recht, bald mit Unrecht oder doch wenigstens in einseitiger Übertreibung!

Da ist es zunächst Norwegen selbst, sein Vaterland, das er für so lange Jahre verlassen und wo er noch in vorrückendem Alter auf die Dauer kaum verbleiben mag.

„Ich mußte heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden. Da bei uns konnte ich nie ein zusammenhängendes Innenleben führen: so war ich ein anderer in meiner Produktion, ein anderer in der äußeren Welt; — aber so ward auch die Produktion nichts Ganzes.“<sup>5)</sup> „Alles, was etwas taugt, sollte doch in Kopenhagen bleiben: denn da ist doch der eigentliche Mittelpunkt Scandinaviens — das geringste Maß der

<sup>1)</sup> An Daac 4. Februar 1875.

<sup>2)</sup> Im Brief an Hegel vom 13. November 1873 sagt er: „Vor seiner Abreise von Christiania erzählte er (Björnson) öffentlich, mein Buch sei voll Atheismus!“

<sup>3)</sup> Nach einer mündlichen Mitteilung, die mir in Dänemark gemacht wurde. Thaarups Buch trägt den Titel: „Henrik Ibsen, set under en ny Synsvinkel“. („Henrik Ibsen, unter einem neuen Gesichtswinkel betrachtet“). Kopenhagen, 1900. — Freiherr von Grotthuß traut Ibsen nicht viel Glauben an einen persönlichen Gott zu; bei „Klein Gholz“ meint er freilich, daß sich bei ihm vielleicht das „Gesetz der Umwandlung“ vollziehe. N. a. D. S. 312 f. <sup>4)</sup> An Schulerud 5. Januar 1850. <sup>5)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865.

Unfreiheit bei den verschiedenen Einseitigkeiten, wenigstens sieht es von weitem so aus.“<sup>1)</sup> „Eine Angst überkommt mich, die mir sagt, daß unserem Volk nicht die Ewigkeit, sondern nur ein Termin gegeben ist. Wenn ich die Berichte aus der Heimat lese, wenn ich auf diese ganz respectable und wohlstandige Engbrüstigkeit, dieses am Staube Kleben blicke, so geschieht es mit demselben Gefühl, womit der Wahnsinnige auf einen einzigen, festen, hoffnungslos dunkeln Punkt hinstarrt.“<sup>2)</sup> „Was in den letzten zwei bis drei Jahren sich bei uns ereignet hat — oder richtiger, was sich n i c h t ereignet hat, zeigt zur Genüge, daß die Norweger der Gegenwart und unsere mächtige Vorzeit nicht mehr miteinander gemein haben als die Griechenpiraten unserer Tage mit jenen Alten, die Mut und Glauben und Willen und darum auch die Götter in ihren Reihen hatten. Na, möglicherweise wird es noch einmal tagen, aber ich meine, vorderhand haben wir daheim anderes zu tun.“<sup>3)</sup> So ist denn das Lebenswerk, das ihm „als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken.“<sup>4)</sup> Dazu soll das Drama „Brand“ auch etwas beitragen. „Ich habe die Vermutung, meine neue Arbeit wird die Storchingsmänner nicht milder für mich stimmen, aber Gott straf' mich, wenn ich aus diesem Grunde auch nur eine Zeile streichen möchte oder könnte, wie sie ihnen auch schmecken möge, diesen Seelen in Taschenformat! Lieber mein Lebtag ein Bettler bleiben! Kann ich nicht ich selbst sein in dem, was ich schreibe, so ist das Ganze Lüge und Humbug, und davon hat unser Land genug und braucht nicht Ertragagen zu zahlen, um mehr zu kriegen.“<sup>5)</sup>

Also vorläufig nicht zurück nach Norwegen! „Wenn es bei mir steht, meinen künftigen Aufenthalt zu wählen, so wird es Kopenhagen sein. Weiter nach Norden möchte ich nicht.“<sup>6)</sup> „Das Leben dort, so wie es mir jetzt erscheint, hat etwas unbeschreiblich langweiliges; es langweilt einem den Geist aus dem Wesen, die Tüchtigkeit aus dem Willen heraus: das ist das Verdammte an den kleinen Verhältnissen, daß sie die Seelen klein machen.“<sup>7)</sup> „Wo wir den nächsten Winter zubringen, das weiß ich nicht. Ich weiß nur das eine: nicht in Norwegen. Würde ich jetzt zurückkehren, so würde eines von beiden geschehen: entweder hätte ich mir binnen eines Monats alle Menschen daheim zu Feinden gemacht, oder ich würde unter allerhand Verkleidungen wieder einschlüpfen und mir selbst wie anderen eine Lüge werden.“<sup>8)</sup> „Wie es möglich sein wird, in Christiania zu leben, das ist mir einfach unfaßbar! Aber es muß wohl geschehen. Daß man sich da oben isolieren muß (wenigstens ich), das fühle ich, falls ich mir nicht jeden zweiten Menschen zum Feinde machen will.“ Die Presse steht seiner Ansicht nach auf solchem Niveau, „daß kein anständiger Mensch sie anpacken kann, ohne Handschuh anzuziehen.“ Für mich unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß da oben den Leuten, die Geist und Gefühl haben, ohne Ausnahme eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als sich wie das angeschossene Tier ins Dickicht, in die Einsamkeit und Stille zu schleppen, um zu sterben. Das Beste, was unserem

<sup>1)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865. <sup>2)</sup> An Björnson 4. März 1866. <sup>3)</sup> An Grieg 22. März 1866. <sup>4)</sup> An König Karl 15. April 1866. <sup>5)</sup> An Björnson 12. September 1865. <sup>6)</sup> An Brandes 25. April 1866. <sup>7)</sup> An M. Thoresen 15. Oktober 1867. <sup>8)</sup> An Björnson 28. Dezember 1867.

Landen widerfahren könnte, wäre ein großes Nationalunglück. Kann man es nicht überstehen, so hat man kein Recht zu leben.“ „Es liegt etwas bitter Kränkendes darin, sich in der Fremde seiner eigenen Landsleute schämen zu müssen.“<sup>1)</sup> „Was mich betrifft, so bin ich froh und glücklich, daß ich fernbleiben darf diesem Unfug von Quertreibereien und Intrigen, der da oben herrscht und der immer untrennbar ist von kleinen und kleinlichen Verhältnissen.“<sup>2)</sup>

Besonders ärgerlich wurde Ibsen, da ein gewisser Jensen daranging, zwei Dramen wider seinen Willen neu herauszugeben. Er fürchtete, daß Jensen infolge der in Norwegen herrschenden „Verhältnisse und Stimmungen“ sein Vorhaben durchsetzen könne. „Wenn Jensen Staatsrat, Beamter oder überhaupt ein gebildeter Mensch wäre, so hätte es gewiß keine Gefahr, aber ein schmutziger Schlingel, der eben kraft seiner Schmutzigkeit zum ‚Volk‘ gehört, der darf natürlich nicht mit Hohn abgefertigt werden. Und wär's mein Tod, da gehe ich nicht mit. . . . Sollte der Jensensche Ausplünderungsplan bei uns wirklich Sympathie und Unterstützung finden, so habe ich die Absicht — komme, was da wolle — alle meine Beziehungen zu Norwegen abzubrechen und nie wieder einen Fuß dorthin zu setzen.“ „Mit Norwegen ist es gerade, als käme von daher alles Böse über mich.“<sup>3)</sup>

1872 findet er, „daß die augenblickliche Situation in Norwegen . . . die Frucht . . . einer ganz unverantwortlichen Feigheit, Nachgiebigkeit und Kompromißerei fast aller derer ist, die dazu berufen sein sollten und müßten, die Grundlage unserer Gesellschaft zu schützen. . . . Ich meine, es gehörte übermenschliche Selbstverleugnung dazu, sich einen so reichhaltigen Stoff für Epigramme und Komödien entgehen zu lassen.“<sup>4)</sup>

Zehn Jahre später schüttet er Brandes gegenüber sein Herz aus und klagt, daß man da oben in Norwegen keine Dichter nötig habe, daß man mit der „Storhingszeitung“ und der „Lutherischen Wochenschrift“ gerade so gut fertig wird, er aber zum Staatsbürger und Orthodoxen kein Talent in sich fühle. Auch die öffentliche Diskussion in Norwegen scheint ihm unfertig, sogar ungeschlachtet. Man will eine demokratische Gesellschaft und ist „unversehens schon eine recht hübsche Strecke weit dahin gekommen, uns zu einer Plebejergesellschaft zu machen.“<sup>5)</sup> „Slavenseelen“ sind ihm seine Landsleute. „Norwegen ist ein freies Land, bevölkert von unfreien Menschen.“<sup>6)</sup>

1883 hat sich in ihm der „Entwurf zu einem neuen vieraktigen Drama“ gestaltet, gemeint ist die „Wildente“. „Aber da das Stück nicht vom Reichsgericht oder vom absoluten Veto, nicht einmal von der reinen Flagge handeln wird, so darf es wohl kaum auf Beachtung norwegischerseits rechnen.“<sup>7)</sup> Ein Glück, daß er nicht in der Heimat! „Ich würde nicht rückhaltlos und frei von der Leber weg schreiben können da oben.“ Als er vor Jahren einen Besuch in Norwegen machte und den Fjord hinauffuhr, da fühlte er, wie sich ihm „die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammen-

<sup>1)</sup> An M. Thoresen 31. März 1868. <sup>2)</sup> An Hegel 16. Juni 1869. <sup>3)</sup> An Birke-land 10. Oktober 1871. <sup>4)</sup> An J. S. Thoresen 27. September 1872. <sup>5)</sup> An Brandes 3. Januar 1882. <sup>6)</sup> An Stavlan 24. Januar 1882. <sup>7)</sup> An Brandes 12. Juni 1883.

schnürte“. „Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gefühlt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten.“<sup>1)</sup> „In Norwegen mich allen Ernstes niederzulassen, das wäre mir ganz unmöglich. Nirgends würde ich mir heimatloser vorkommen als da oben.“<sup>2)</sup>

Schließlich ist er aber doch in Christiania gelandet; die Briefe aus den Jahren 1892—1900 sind von dort datiert. Freilich 1897 denkt er schon wieder daran, das Vaterland zu verlassen.

„Können Sie erraten,“ schreibt er an Brandes, „was ich erträume und plane und mir als etwas Wunderschönes ausmale? Das ist: mich am Dresund niederzulassen, zwischen Kopenhagen und Helsingör auf einer freien, offenen Stätte, wo ich alle Meeressegler sehen kann, wie sie aus weiter Ferne kommen und in weite Fernen ziehen. Das kann ich hier nicht. Hier sind alle Sunde zu — in jedem Sinn des Wortes — und alle Kanäle des Verständnisses verstopft. O, lieber Brandes, man lebt nicht umsonst siebenundzwanzig Jahre draußen in den großen freien und befreienden Kulturverhältnissen. Hier innen, oder richtiger gesagt, hier oben an den Fjorden habe ich ja das Land meiner G e b u r t. Aber — aber — aber: wo finde ich das Land meiner H e i m a t? Was mich am meisten anzieht, das ist das Meer.“<sup>3)</sup>

Doch aus dieser Übersiedlung nach Dänemark ist nichts geworden, und so ist er denn in Christiania gestorben, der einsame Mann, dem sein Vaterland so wenig gewesen.

Norwegen aber hat seiner grimmigen Kritik und seiner Sarkasmen nicht weiter gedacht, sondern nur noch den reichbegabten Dichter in ihm gesehen, der mächtig dazu beigetragen, den Namen seines Landes zu einem vielgenannten, berühmten zu machen.

Am Abend vor Ibsens Bestattung fand in der Dreieinigkeitskirche der norwegischen Hauptstadt eine imposante Trauerkundgebung statt. Dort war der Sarg des Dichters aufgebahrt; Künstler und Schriftsteller hielten die Ehrenwache, und Hunderttausende von Verehrern zogen vorüber. Alle Klassen der Bevölkerung nahmen regen Anteil. Der Beisetzung des Verstorbenen wohnten u. a. das Storting, die Regierung und König Hakon in Person bei. War er auch jetzt noch heimatlos?

#### IV.

Ibsen war ein Individualist, und zwar einer der ersten Ordnung, selbständig, oft nur allzu selbständig in seinen Ideen und fest entschlossen, diesen seinen Ideen zum Siege zu verhelfen.

In der Politik konnte er sich auf die Dauer nicht mit dem engeren Begriffe seines Vaterlandes zufriedengeben. Er philosophierte zwar ein-

<sup>1)</sup> An Björnson 29. September 1884. <sup>2)</sup> An Brandes 30. Oktober 1888. <sup>3)</sup> An Brandes 3. Juni 1897.

mal über den Unterschied von Staat und Nation. Jener gilt ihm nicht viel, diese aber vermag ihm die tiefste Achtung abzunötigen. „Ein Staatsverband kann vernichtet werden, aber eine Nation nicht.“<sup>1)</sup> Polen muß nach seiner Meinung vernichtet werden mit der Unterwerfung unter ein anderes Reich, die Juden waren Staat und Nation zugleich, der Staat konnte fallen, die Nation lebte fort.<sup>2)</sup>

Was er für seine nordischen Mitbürger will, das ist ein Zusammenschluß des skandinavischen Elements, frei von der Beschränkung auf die engen Grenzen eines Landes. Daher seine tiefe Erbitterung über die große Niederlage Dänemarks, für das er vergebens um Hilfe gerufen.

„Ich kann mich von den traurigen Gedanken an die heimatlichen Verhältnisse nicht losreißen“, schreibt er 1865, „und habe es während meiner ganzen Reise nicht können. Wäre ich noch länger in Berlin geblieben, wo ich den Einzug im April sah, den Pöbel, der sich brüllend zwischen den Trophäen von Düppel wälzte, sah, wie er auf den Lafetten ritt und in die Kanonen spuckte — dieselben Kanonen, denen keine Hilfe ward, und die noch Schüsse so lange abgegeben hatten, bis sie barsten —, ich weiß nicht, ob ich da nicht den Verstand verloren hätte.“<sup>2)</sup> „Ich war in Berlin, als der Einzug stattfand, ich sah, wie der Pöbel in die Schlünde der Düppeler Kanonen spuckte, und das nahm ich als ein Zeichen, wie einst die Geschichte um dieser Affäre willen Schweden und Norwegen ins Unheil spucken wird.“<sup>3)</sup> In Rom hat er zu seinem größten Ärger „allerhand geistigen Unrat“ unter den Scandinaviern gefunden, eine weitgehende Konnivenz den Preußen gegenüber. „Aber Du kannst glauben, ich habe gerast und habe aufgeräumt. Denn hier in Italien bin ich vor gar nichts bange; daheim war ich bange, wenn ich im Knäuel der Herde stand und das Gefühl hatte von ihrem häßlichen Lächeln hinter meinem Rücken. . . . Wenn das geistige Leben des Volkes nicht eine unendliche Zukunft vor sich hat, so ist's im Grunde ganz gleichgültig, ob die Frist auf ein Jahr oder auf hundert Jahre lautet. Und so sehe ich die Sache für Schwedens und Norwegens Teil an. . . . Eines Staates Untergang kann nicht Gegenstand der Trauer sein, und die Bedeutung vom Untergange der Nation fühlen sie nicht.“<sup>4)</sup>

Daß Ibsen in jener Zeit gerade nicht freundlich von Deutschland dachte, läßt sich begreifen. „Es ist ganz richtig, daß ich einen heftigen Unwillen — nicht, wie Sie sagen, gegen die Deutschen, wohl aber gegen das Deutschtum und gegen die Deutscherei hege. . . . Bemerken möchte ich noch, daß ich in mancher Hinsicht das Gute und Schöne anerkenne, das bei diesen unseren Erbfeinden zu finden ist — denn das sind sie für den Augenblick. Aber die Situation muß und wird sich ändern, denn sie ist unnatürlich in ihrem innersten Wesen.“<sup>5)</sup> Von der bayerischen Hauptstadt aus schreibt er 1868: „Hier haben wir die ganze Zeit unter einem herrlichen italienischen Himmel gelebt, die echten Kunstschätze Münchens alle und den Preußenhaß der Bevölkerung genossen, von dem man sich bei uns keine Vorstellung machen

<sup>1)</sup> Brief an Björnson 28. Januar 1865. <sup>2)</sup> An Björnson 28. Januar 1865. <sup>3)</sup> An M. Thoresen 3. Dezember 1865. <sup>4)</sup> Ebenda. <sup>5)</sup> An Grieg 22. März 1866.

kann.“<sup>1)</sup> Übrigens hat ihn der „Kampf um Sammlung und Zersplitterung“, den er in Deutschland beobachtete, gewiß nicht wenig interessiert.<sup>2)</sup> Berührte sich derselbe doch im Grunde mit seinen eigenen Ideen vom Zusammenschluß des skandinavischen Nordens und glaubte er selbst ganz ähnliche Verhältnisse in seinem Drama „Die Kronprätendenten“ gezeichnet zu haben. „Die gleichen Leidenschaften und Interessen regen sich; die Deutschen haben gewissermaßen auch ihren Bischof Nikolas und ihren Carl Skule, und Häkon ist der, den sie ersehnen, auf den sie hoffen.“<sup>3)</sup>

Der lange Aufenthalt in Deutschland und die Erfolge, die er hier errang, mußten indes Ibsen persönlich das deutsche Volk immer näher bringen, und allmählich gab er seinen skandinavischen Gedanken gleichfalls preis, um sich für eine noch höhere Einheit zu begeistern. „Für einen geistig einigermaßen entwickelten Menschen reicht der alte Vaterlandsbegriff heutzutage nicht mehr aus. Es kann der Staatsverband, in den wir einsortiert sind, allein nicht mehr maßgebend für uns sein. Ich glaube, das nationale Bewußtsein ist im Begriff auszusterben und wird vom Stammesbewußtsein abgelöst werden. Jedenfalls habe ich für mein Teil diese Evolution durchgeführt. Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.“<sup>4)</sup>

Wenn jemand nach dem Vorhergehenden meinen sollte, Ibsen habe bei seinem revolutionären Wesen von einer großen einheitlichen Republik geträumt, der ist im Irrtum. Ibsens Gedanken schweiften noch gewaltig über dieses Ziel hinaus. „Ich für mein Teil bin kein Freund der Republik“ im Gegensatz zu der monarchischen Verfassung der Heimat, so hatte er bereits 1867 seinem Freunde Björnson geschrieben.<sup>5)</sup>

In seinem ganzen unheimlichen Radikalismus spricht er sich 1871 Brandes gegenüber aus:

„Mein Gemüt befindet sich einigermaßen im Gleichgewicht, weil ich Frankreichs gegenwärtiges Unglück für das größte Glück halte, das dieser Nation widerfahren konnte. Und was die Freiheitsfrage betrifft, so beschränkt sie sich, glaube ich, auf einen Streit um Worte. Ich werde nie dafür zu haben sein, die Freiheit als gleichbedeutend mit politischer Freiheit anzusehen. Was Sie Freiheit nennen, nenne ich Freiheiten; und was ich den Kampf für die Freiheit nenne, ist doch nichts anderes als die ständige, lebendige Anregung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt als das zu Erstrebende, der besitzt sie tot und geistlos, denn der Freiheitsbegriff hat ja doch die Eigenschaft, sich während der Aneignung stetig zu erweitern, und wenn deshalb einer während des Kampfes stehen bleibt und sagt: jetzt habe ich sie! — so zeigt er eben dadurch, daß er sie verloren hat. Aber eben diese tote Art, einen gewissen festgelegten Freiheitsstandpunkt zu haben: ist etwas für die Staatsverbände Charakteristisches; und eben das habe ich gemeint, als ich sagte: es sei nichts Gutes.“

<sup>1)</sup> An Hegel 22. September 1868. <sup>2)</sup> An Grieg 22. März 1866. <sup>3)</sup> Ebenda.  
<sup>4)</sup> An Brandes 30. Oktober 1888. <sup>5)</sup> An Björnson 28. Dezember 1867.

Sa, allerdings kann es etwas Gutes sein, Wahlfreiheit, Steuerfreiheit usw. zu besitzen; aber für wen ist das gut? Für den Bürger, nicht für das Individuum. Es liegt aber für das Individuum absolut keine Vernunftnotwendigkeit vor, Bürger zu sein. Im Gegenteil. Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Stärke als Staat erkauft? Mit dem Aufgehen der Individuen in dem politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. Und auf der anderen Seite das Volk der Juden, der Adel des Menschengeschlechts. Wodurch hat es sich in Absonderung, in Poesie erhalten, trotz aller Roheit von außen? Dadurch, daß es sich nicht mit einem Staat herumzuschleppen brauchte. Wäre es in Palästina geblieben, so wäre es schon längst in seiner Konstruktion untergegangen wie alle anderen Völker. Der Staat muß weg! Bei der Revolution tue ich auch mit! Untergrabt den Staatsbegriff, stellt die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für ein Bündnis einzig Entscheidende auf — das ist der Anfang einer Freiheit, die etwas wert ist! Ein Wechsel der Regierungsformen ist weiter nichts als eine Pufferei mit Graden — ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger — Torheit alles zusammen!“<sup>1)</sup>

Hätte Ibsen diese neue Menschheitsordnung in die Praxis übertragen sollen, da würde er denn doch in Verlegenheit gekommen sein. Wohl selten hat sich Ibsens Mangel an philosophisch korrektem Denken und seine Unfähigkeit zu einem Reformator der Welt klarer und beschämender geäußert als in diesem Briefe. Er, der in Theaterangelegenheiten behauptet, „daß die Schauspieler in neunundneunzig von hundert Fällen das unbestreitbarste Unrecht der Direktion gegenüber haben“, daß es noch heutigen Tages „Vae victis“ heißen muß wie im Altertum, weshalb er „dieses sentimentale Mitgefühl mit allerhand Pflichtverletzung nicht teilen“ kann, das da nur „Chaos und Allfanzerei und Verwirrung“ hervorrufe,<sup>2)</sup> — was würde er erst für ein Chaos, eine Allfanzerei und eine Verwirrung herbeigeführt haben, wäre es ihm überhaupt möglich gewesen, seine schöne „Nichtstaats-theorie“ zu verwirklichen!

Übrigens sollte Ibsen in dieser Beziehung durch den eisernen Gang der Geschichte eine Art Bekehrung aufgenötigt werden, wenn auch nur eine teilweise.

Noch am 20. Dezember 1870 hatte er triumphiert: „Das alte illustrierte Frankreich ist zertrümmert; wenn erst auch das neue faktische Preußen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satz mitten in einem werdenden Zeitalter! Hei, wie da die Ideen rings um uns her zusammenkrachen werden! Und es wird wahrhaftig auch Zeit sein! Wovon wir bis heute leben, das alles sind ja doch nur Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und an der Kost haben wir doch jetzt lange genug gekaut und wiedergekaut. Die Begriffe verlangen einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> An Brandes 17. Februar 1871. <sup>2)</sup> An M. Thoresen 5. Juni 1870. <sup>3)</sup> An Brandes 20. Dezember 1870.

Aber ein paar Monate später schreibt er: „Ist es nicht niederträchtig von der „Kommune“ in Paris, daß sie hingegangen ist und mir meine treffliche Staatstheorie oder besser Nichtstaatstheorie verdorben hat? Jetzt ist die Idee auf lange Zeit zerstört, und ich kann sie anständigerweise nicht einmal in Versen vorbringen. Aber es steckt ein gesunder Kern in ihr, das sehe ich ganz klar, und einmal wird sie schon ganz ohne Karikatur verwirklicht werden.“<sup>1)</sup> Aber wie — darüber belehrt uns Ibsen leider nicht. Er will die Franzosen so gut kennen und spricht dieses bezeichnende Urteil aus: „In den Bierhäusern (in Dresden nämlich; Ibsen spricht von den dortigen Gefangenen 1870) führen namentlich die Unteroffiziere das große Wort, reißen den Kaiser, die Generale und alles mögliche herunter — außer sich selbst. Die Situation in Frankreich scheint sie nicht zu kümmern. All dies ist aber ganz natürlich bei einer revolutionären Nation ohne Zucht und ohne Disziplin.“<sup>2)</sup> Wie könnte aber Ibsen seine „treffliche Staatstheorie oder besser Nichtstaatstheorie“ anderswo mit mehr Erfolg durchführen? Sind da keine Menschen „ohne Zucht und ohne Disziplin“, keine, die nur auf eine Umwälzung oder auf eine „Kommune“ warten, um ihre schmutzigsten Leidenschaften zu befriedigen? Und ist die Notwendigkeit des Staates nicht im Wesen unserer Gesellschaft begründet und trotz aller akzidentellen Mängel, die einer konkreten Form immer anhaften werden, doch eine „Verzweiflungsnotwendigkeit“?

Freilich kann ja die übermäßige Politik das Leben ungemütlich machen nach allen Richtungen hin. Gar nicht so unsympathisch klingen daher die Worte, mit denen Ibsen den Fall der ewigen Stadt betrauert:

„So hat man denn also“, schreibt er an Brandes, „jetzt Rom uns Menschen weggenommen und es den Politikern überantwortet. Wo sollen wir nun hin? Rom war die einzige friedsame Stätte in Europa; die einzige Stätte, die die wahre Freiheit genoß, die Freiheit von der politischen Freiheitsstyrenee. Ich glaube, ich mag es nicht wiedersehen nach dem, was dort passiert ist. Alles Köstliche, die Unmittelbarkeit, der Schmutz wird jetzt verschwinden; für jeden Staatsmann, der da unten ersteht, wird ein Künstler zugrunde gehen.“ Und dann fügt er, als wollte er sich selbst verspotten, die durchaus charakteristischen Worte hinzu: „Und dann der herrliche Freiheitsdrang — damit ist's jetzt vorbei. Ja, ich wenigstens muß sagen, das einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf um sie; aus dem Besitz mache ich mir nichts.“<sup>3)</sup>

Dieser ungezügelter Freiheitsdrang, verbunden mit skeptischer Geistesrichtung, ist in jener Zeit ein entscheidendes Merkmal an der Gestalt Henrik Ibsens. Wenn er z. B. auf ästhetischem Gebiete sagt: „Ich beuge mich natürlich den Gesetzen der Schönheit; aber um ihre herkömmlichen Reglements kümmere ich mich nicht,“ so ist das schon ein Wort, das befürchten läßt, er werde mit nebensächlichen, irrigen Meinungen früherer Zeiten auch viel Gutes und Richtiges über Bord werfen; wenn er dann einige Zeilen weiter sein Prinzip dahin formuliert: „Für uns kann selbst das formal

<sup>1)</sup> An denselben 18. Mai 1871. <sup>2)</sup> An J. S. Thoresen 21. November 1870. <sup>3)</sup> An Brandes 20. Dezember 1870.

Unschöne schön sein, kraft der in ihm wohnenden Wahrheit“,<sup>1)</sup> so haben wir hier eine Entgleisung, die den schlimmsten Ultrarealismus und Naturalismus noch kanonisieren könnte, und die Hexen in Macbeth dürften ihre Freude daran haben. „Fair is foul, and foul is fair.“

Als „Peer Gynt“, diese gar phantastische Dichtung, in Cl. Petersen ihren Kritiker gefunden, war Ibsen außer sich und meinte anfangs, „daß dieser Artikel dereinst einmal wie Feuer auf seiner Seele brennen“<sup>2)</sup> werde, und er schrieb damals dieses Wort, das zugleich ein Ausdruck seiner kritischen Zerfetzung hergebrachter Normen sein sollte, wie auch — seltsam für einen Skeptiker! — eines ungeheuren Selbstgefühls, das ihn im Angesichte der gegnerischen Kritik durchglühte: „Mein Buch ist Poesie; und ist es keine, dann soll es Poesie werden. Der Begriff Poesie wird sich in unserem Lande, in Norwegen, schon noch dem Buche anpassen. Es gibt nichts Stabiles in der Welt der Begriffe; die Scandinavier unseres Jahrhunderts sind keine Griechen.“<sup>3)</sup>

Ja, freilich, wenn es in der Welt der Begriffe nichts Stabiles gibt, warum soll man da nicht nach besten Kräften alles auf den Kopf stellen! Da kann Ibsen ruhig an seinen Freund Brandes schreiben: „Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußeren, im Politischen usw. Aber all dergleichen ist Lappalie. Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengesistes, und da sollen Sie einer von denen sein, die an der Spitze marschieren.“<sup>4)</sup>

Dann hat Ibsen auch recht mit seiner furchtbaren Behauptung: „Ja, lieber Freund, es gilt bloß, sich von der Ehrwürdigkeit des Besizes nicht schrecken zu lassen. Der Staat hat seine Wurzel in der Zeit; er wird seinen Gipfel in der Zeit haben. Es werden größere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. Wie vielem gegenüber haben wir im Grunde die Verpflichtung, es zu konservieren? Wer bürgt mir dafür, daß zwei plus zwei nicht fünf sind auf dem Jupiter oben?“<sup>5)</sup> Allerdings, wenn Brandes ihn in seinem letzten Schreiben zu einem „Freiheitshasser“ gemacht, hat er ihm gründlich unrecht getan. Mehr kann man nicht verlangen. Ibsen kannte sich, als er behauptete: „Für mich ist die Freiheit die höchste und erste Lebensbedingung.“<sup>6)</sup>

Aber wozu will der moderne Mensch diese grenzenlose Freiheit? Um seine Persönlichkeit durchzusetzen. Natürlich bleibt nichts anderes übrig, wenn doch alle Ideale hohl sind, alle Begriffe im Laufe der Zeiten umgewertet und gestürzt werden können. Aber ein richtiger „Vollblutegoismus“,<sup>7)</sup> welcher den eigenen Anschauungen und Meinungen das größte Gewicht beilegt, läßt sich mit der rücksichtslosesten Skepsis sehr schön vereinigen — in der Praxis ganz gewiß.

Ibsen hat Wohlgefallen und Verständnis für Michelangelo, Bernini und seine Schule: „Die Kerle hatten den Mut, zwischendurch einmal eine

<sup>1)</sup> An Brandes 15. Juli 1869. <sup>2)</sup> An Björnson 5. Dezember 1867. <sup>3)</sup> Ebenda.  
<sup>4)</sup> An Brandes 20. Dezember 1870. <sup>5)</sup> An Brandes 17. Februar 1871. <sup>6)</sup> An denselben 3. Januar 1882. <sup>7)</sup> An denselben 24. September 1871.

Sollheit zu begehen.“<sup>1)</sup> Nicht minder gefällt ihm der geniale Künstler, der einen Mailänder Dom ersinnen konnte. „Für mich ist der Mailänder Dom das Überwältigendste, was ich mir auf diesem Gebiete denken kann. Der Mann, der den Plan eines solchen Werkes aushecken konnte, der hätte auch in seinen Freistunden auf den Einfall geraten können, einen Mond zu machen und ihn in den Himmelraum hinauszuschleudern.“<sup>2)</sup> So eine imponierende Gestalt will Ibsen selbst auf anderem Gebiete sein, und keiner soll es versuchen, seinen Weg zu durchkreuzen. Persönliche Beleidigungen schon können ihm eine kräftige Ausrufung entlocken: „So etwas soll man nicht von mir sagen. Würde man es in meiner Gegenwart sagen, so schlage ich den Betreffenden auf der Stelle tot.“<sup>3)</sup> Aber die Hauptsache ist sein Werk. Da gibt es meistens keinen Kompromiß, nur einmal, wo er auf mehrfachen Wunsch und halb gezwungen den Schluß der „Nora“ für einzelne Aufführungen abändern ließ, obschon er es selbst als „eine barbarische Vergewaltigung“<sup>4)</sup> des Dramas ansah.<sup>5)</sup> Sonst aber galt es als Grundsat, keine Unwahrheit gegen sich selbst zu begehen.

Ordnung nimmt er an, wie Staatsunterstützungen; da er diese nicht verschmäht, sieht er keinen Grund, jene abzulehnen. „Ich für mein Teil fühle, daß ich mich durch eine Ablehnung einer Unwahrheit gegen mich selbst und andere schuldig machen würde. Hätte ich irgendwelches positive Verlangen nach solchem Kram, so hätte ich mich natürlich gehütet, als „Staats-satirikus“ aufzutreten; aber sollte es kommen — dann kein Wesens davon!“<sup>6)</sup> „Ich will wahr sein,“ schreibt er seiner Schwester, „was kommen soll, das kommt schon.“ Deshalb soll sie keinen Versuch „mit einem Beteuerungswerk“ machen.<sup>7)</sup> An Laura Kieler schreibt er: „Die Hauptsache ist, daß man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß, weil man eben man selbst ist und nicht anders kann. Alles übrige führt nur in die Lüge hinein.“<sup>8)</sup>

Freunde haben, ist gefährlich. „Sie haben keine Freunde daheim“, schreibt er an Georg Brandes. „Das habe ich mir schon lange gedacht. Wenn man, wie Sie, in einem innerlichen und persönlichen Verhältnis zu seinem Lebenswerk steht, so kann man eigentlich nicht verlangen, seine ‚Freunde‘ zu behalten. Aber ich glaube, es ist im Grunde gut für Sie, daß Sie hinausziehen, ohne Freunde zu Hause zurückzulassen. Freunde sind ein kostbarer Luxus, und wenn man sein Kapital auf eine Berufung und eine Mission hier im Leben setzt, so hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten. Wenn man Freunde hält, so liegt das Kostspielige ja nicht darin, was man für sie tut, sondern was man aus Rücksicht auf sie zu tun unterläßt. Dadurch verkrüppeln viele geistige Keime in einem. Ich habe es durchgemacht, und deshalb habe ich eine Reihe von Jahren hinter mir, in denen ich es nicht erreichte, ich selbst zu werden.“<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> An Björnson 16. September 1864. <sup>2)</sup> Ebenda. <sup>3)</sup> An denselben 4. März 1866. <sup>4)</sup> Brief an „Nationaltidende“ 17. Februar 1880. <sup>5)</sup> An Laube 18. Februar 1880. An Prozor 23. Januar 1891. <sup>6)</sup> An Björnson 28. Dezember 1867. <sup>7)</sup> An Hedwig Stoussland 26. September 1869. <sup>8)</sup> An L. Kieler 11. Juni 1870. <sup>9)</sup> An Brandes 6. März 1870.

Wer denkt bei diesen Worten nicht unwillkürlich an die zweite „große Entdeckung“, die der „Volksfeind“, Doktor Stockmann, macht: „Die Sache ist die, seht mal: d e r ist der stärkste Mann der Welt, der allein steht.“<sup>1)</sup> Das Drama hat Ibsen mit Wohlgefallen geschrieben.

Ähnlich ist seine eigene Stellung auch nach einem Briefe an Stavlan. „Ich trage selbst die Verantwortung für das, was ich schreibe, ich und kein anderer. Ich kann unmöglich irgend eine Partei genieren, denn ich gehöre keiner an. Ich will, ein einsamer Franktireur, draußen Vorposten stehen und auf eigene Hand operieren.“<sup>2)</sup> „Mir wenigstens scheint, der Einsame ist der Stärkste.“<sup>3)</sup> „Und — in seiner Lebensstellung sich selbst realisieren, das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Diese Aufgabe haben wir alle, einer wie der andere: aber die allermeisten verpfuschen sie.“<sup>4)</sup> Darum irrt sich Caspari sehr, falls er denkt, Ibsen wünsche von ihm, daß er seine Leier zerschlagen solle. „Ich erinnere mich wohl, daß ich mich einmal etwas despektierlich über die Verkunst ausgesprochen habe. Aber das rührte nur von meinem eigenen damaligen Verhältnis zu dieser Kunstform her. Ich habe schon lange aufgehört, allgemeingültige Forderungen zu stellen, weil ich nicht mehr glauben kann, daß solche Forderungen mit irgend einem inneren Recht gestellt werden k ö n n e n. Ich meine, wir haben alle, einer wie der andere, nichts anderes und nichts Besseres zu tun, als im Geist und in der Wahrheit uns selbst zu realisieren. Dies ist meines Erachtens der wirkliche Freisinn, und darum sind mir die sogenannten Liberalen in vielen Punkten so herzlich zuwider.“<sup>5)</sup> Daß Ibsen mit diesem Persönlichkeitskultus, diesem Sichausleben des eigenen Ich eine Norm aufstellt, die den elementarsten Prinzipien einer gesunden Ethik widerspricht, die schließlich von jedem Verbrecher, der in seinen Schandtaten seine schmutzigen Leidenschaften „realisiert“, als Beschönigungsmittelchen angerufen werden kann, sieht er nicht oder beachtet er wenigstens nicht. So weitgehende Konsequenzen und ethische Anwendungen hätte er allerdings wohl nicht gebilligt, aber das Prinzip scheint doch gegeben. Ein großer Irrtum wäre es aber, zu übersehen, daß wir Menschen nicht anorganische Wesen von Metall oder Erde, auch nicht Pflanzen und Tiere sind, die freilich genug tun, wenn sie sich realisieren; wir Menschen werden nicht blind durch chemische Kräfte, vegetative Prozesse und Instinkthandlungen geleitet; uns ist die Leuchte der Vernunft und der Offenbarung geworden, nicht damit wir uns beliebig realisieren, sondern daß wir nach der Norm eines Höheren einen ganz bestimmten Pfad wandeln, den e r uns anweist. Daran kann alles Übermenschentum und alle Autonomie und aller Skeptizismus nichts ändern. —

Zum Schlusse könnten wir noch die Briefe Ibsens durchmustern, um zusammenzustellen, was er im einzelnen über seine eigenen Dramen mitteilt. Es findet sich auch in dieser Beziehung manche interessante Äußerung;

<sup>1)</sup> V. Akt, gegen Ende. Sämtl. Werke, VII. Bd. S. 213. <sup>2)</sup> An Stavlan 24. Januar 1882. <sup>3)</sup> An Brandes 4. April 1872. <sup>4)</sup> An Björnson August 1882. <sup>5)</sup> An Caspari 27. Juni 1884.

wenn man jedoch glaubt, hier eine Reihe von Kommentaren zu finden, die zumal bei seinen symbolischen Werken mit all ihrer seltsamen Mystik aus des Dichters eigenem Munde nur erwünscht sein könnten, so ist man im Irrtum. Ibsen meinte: „Es ist besser, wenn Publikum und Kritiker sich auf diesem Gebiet nach eigenem Belieben herumtummeln dürfen — wenigstens bis auf weiteres.“<sup>1)</sup> So wird er wohl die besten Erläuterungen mit sich ins Grab genommen haben.

Wir wollen hier nur erwähnen, daß Ibsen einerseits oft von Tendenz ziemlich weit entfernt sein kann, wo man eine solche vermuten möchte; dafür ist er weitgehender Realist.

So sagt er von seinen „Gespenstern“, die so viel Anstoß gegeben: „Man sucht mich für die Ansichten verantwortlich zu machen, die einzelne Gestalten des Dramas aussprechen. Und doch steht in dem ganzen Buche nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors käme. . . . Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, daß er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. . . . Dann hat man gesagt, das Buch verkünde den Nihilismus. Keineswegs. Es gibt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu verkünden. Es weist nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts.“<sup>2)</sup>

Andererseits steht er seinen Gestalten auch nicht als kalter, geschäftlicher Fabrikant gegenüber. „Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt — wenn auch nicht erlebt habe“, sagt er einmal. „Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen.“<sup>3)</sup> Deshalb hat er auch in eines seiner Bücher diese Zeilen geschrieben:

„Leben heißt — dunkler Gewalten  
Spur bekämpfen in sich.  
Dichten — Gerichtstag halten  
über sein eigenes Ich.“<sup>4)</sup>

Und so sagt er auch manches, was mißfallen und übelgenommen werden kann, er hält nicht nur Gerichtstag über sich selbst, sondern bisweilen auch über andere, und keine Zeile wird gestrichen den „Seelen in Taschensformat“ zuliebe.<sup>5)</sup> Im „Bund der Jugend“ haben ihm Parteigenossen Björnsons „Modell gestanden“,<sup>6)</sup> und die waren wohl auch nicht sehr erbaut davon. In einer zornigen Aufwallung denkt er sogar an die Möglichkeit, sozusagen satirischer Photograph von Profession zu werden. „Bin ich kein Dichter, so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde es als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln, Mann für Mann vornehmen, wie ich es mit den Sprachstrebleren getan habe. Ich werde nicht das Kind im Mutterleib, werde den Gedanken oder die Stimmung hinter dem Wort bei keiner Menschenseele schonen, welche die Ehre verdient, nicht übergangen zu werden.“<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> An Hegel 30. Mai 1880. <sup>2)</sup> An Schandorph 6. Januar 1882. <sup>3)</sup> An Passarge 16. Juni 1880. <sup>4)</sup> Sämtl. Werke. I. Bd. S. 167. <sup>5)</sup> An Björnson 12. September 1865. <sup>6)</sup> An Hegel 14. Dezember 1869. <sup>7)</sup> An Björnson 9. Dezember 1867.

Doch dies genüge. Wir werden ja noch an anderer Stelle ausführlicher auf Ibsens dramatische Dichtung zu sprechen kommen und dabei auch das freilich nicht überreiche Material, welches die Briefe in dieser Beziehung liefern, zu verwerten trachten.

Für den Augenblick genüge uns Ibsens Persönlichkeit in ihren äußeren Verhältnissen und ihrer inneren Struktur. Einzelne verstreute Züge ließen sich noch zur Ergänzung beifügen, so seine Freude an den Schönheiten italienischer Natur und Kunst,<sup>1)</sup> seine gelegentliche freundliche Verwendung für hilfsbedürftige Bekannte,<sup>2)</sup> auch ein Almosen, das Hegel für ihn besorgen soll, ohne seinen Namen zu nennen.<sup>3)</sup> Es zeigt sich später sogar ein wenig Sympathisieren mit der Sozialdemokratie, und er wundert sich, in gewissen Punkten zu demselben Resultat gekommen zu sein, „wie die sozialdemokratischen Moralphilosophen durch wissenschaftliche Forschung“.<sup>4)</sup>

Doch das alles sind Nebensachen, die das Charakterbild wenig modifizieren. Was wir in den Briefen finden, ist ein Mann, der sich aus geringen Anfängen und drückender Lage zur europäischen Berühmtheit und zum Heroen der Bühne entwickelt, ein Mann, dem reiche Gaben geworden und der von Anfang an entschlossen, sie nicht ungenützt verkommen zu lassen — denn „Begabung ist kein Recht, sie ist eine Pflicht!“<sup>5)</sup> — der aber auch entschlossen, es mit jedem Widerstand und jedem Hemmnis aufzunehmen, und der einmal von sich gesagt: „Nur bis zu einer gewissen Grenze kenne ich Rücksichten. . . . Bin ich nicht imstande, aufzubauen, so werde ich doch der Mann sein, alles um mich her niederzureißen.“<sup>6)</sup>

Ein Mann, der sich von Familie und Heimat getrennt, der „nie irgend einer Partei angehört“ und hoffte, daß er „nie einer angehören werde“,<sup>7)</sup> dem es „zu einem Naturbedürfnis geworden“, ganz unabhängig zu arbeiten und dem „eigenen Kurs zu folgen“.<sup>8)</sup>

Ein Mann, der sich in religiöser, moralischer und überhaupt metaphysischer Beziehung zum ärgsten Individualisten und Skeptiker entwickelt, der überall Reform wünscht und doch meint: „Von Spezialreformen verspreche ich mir nichts. Das ganze Geschlecht ist auf falscher Fährte. . . . Die ganze Reihe der Geschlechter kommt mir vor wie ein junger Mann, der seinen Leisten verlassen hat und zum Theater gegangen ist. Wir haben Fiasko gemacht — im Liebhabersfach wie im heroischen Fach. Das einzige, wozu wir ein bißchen Talent gezeigt haben, ist das Naiv-Komische: aber bei dem stärker entwickelten Selbstbewußtsein geht es auch damit auf die Dauer nicht. Daß es in anderen Ländern besser bestellt ist als bei uns zu Hause, glaube ich nicht.“<sup>9)</sup>

Ein Mann, der „eine ganze Masse moralischer Vorurteile“ aus der ästhetischen Anschauung hinausgesetzt sehen möchte und von Herzen wünscht, daß, „was nicht vor dem Richterstuhl unserer herkömmlichen nationalen

<sup>1)</sup> Vgl. Brief an denselben 28. Januar 1865, an Botten-Hansen 22. Juli 1866.

<sup>2)</sup> Gesuch für den Literaten Paulsen, gerichtet an das norwegische Kultusministerium 7. April 1877. Verwendung für S. Andersen, eine Pianistin, in einem Briefe an E. Brandes 6. März 1879. <sup>3)</sup> An Hegel 21. Mai 1866. <sup>4)</sup> An Braekstad August 1890. <sup>5)</sup> An Björnson 28. Dezember 1867. <sup>6)</sup> An Björnson 10. Dezember 1867. <sup>7)</sup> An Braekstad August 1890. <sup>8)</sup> Ebenda. <sup>9)</sup> An Brandes 24. September 1871.

Moral bestehen kann", deshalb noch nicht gleich vor „dem Richterstuhl des Ästhetischen“ verurteilt werde, und der selbst mit seinem Schaffen wahre Stürme im Reiche der Geister entfesselt.

Ein Mann, der es als seinen „Hauptgrundsatz“ hinstellt, „daß die Minorität immer recht hat“,<sup>1)</sup> der aber auch diesem „Recht“ und dessen Erfolgen keine Ewigkeit zuerkennt. „Was bei diesem Kampf aufs Messer herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt wird, das weiß ich nicht: alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend. Vom Sieg verspreche ich mir eigentlich keine stabile Verbesserung: alle Entwicklung ist bis jetzt nichts weiter gewesen als ein Taumeln von einem Irrtum in den andern. Aber der Kampf ist gut, frisch, gesund.“<sup>2)</sup>

Und Ibsen selbst wollte mitsämpfen und das Seinige tun, um das zu fördern, was die norwegischen Gemeinderäte vernachlässigten, „das dritte Reich“ zu erwarten und zu fördern,<sup>3)</sup> dieses „dritte Reich“, das er in „Kaiser und Galiläer“ erträumt.<sup>4)</sup>

Inwieweit Ibsen die revolutionären Ideen, wie er sie so extrem in jenen Briefen an Brandes vom Jahre 1870—1872 formuliert, in sein späteres Leben mit sich genommen, ist aus seinen Briefen nicht zu ersehen. Auch aus den Dramen nicht. Gewiß ist er zahmer geworden. „Baumeister Solness“ mit dem Abstieg des frevelnden Helden von seiner schwindelnden Höhe, wo er Gott den Fehdehandschuh hingeworfen, und „Klein-Eyolf“ mit seinem versöhnlichen Ausblick „nach oben — zu den Gipfeln hinauf. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille“, das kann ja z. B. mancherlei Hoffnungen wecken. Der „Epilog“: „Wenn wir Toten erwachen“, von dem man Aufschluß auch darüber wünschen möchte, ist leider so seltsam und symbolisch verworren, daß wir nicht allzuviel damit anfangen können.

So steht denn Ibsen vor uns, als eigenartiger, versonnener Grübler, als Einsamer, der seinen eigenen Weg gewandelt, dem es galt, „sich selbst zu retten“, während ihm zeitweise „die ganze Weltgeschichte wie ein einziger großer Schiffbruch“<sup>5)</sup> erschienen. Er meint, vielleicht auf seinen Dichtersfahrten „verschiedene Nordost- und Nordwestpassagen gefunden zu haben, die in Zukunft ebenso von nordischem Volk befahren werden dürften, wie der Weg, den Palander und Nordenstiöld erschlossen haben“.<sup>6)</sup> Wie dem auch sei, in den großen Lebensfragen hat er fast nur Probleme aufgerollt, aber nicht geantwortet, und wir können uns nicht entschließen, ihn hier der europäischen Menschheit zum Führer und Leitstern zu wünschen. Er hat herumgewählt in allen Schäden und Wunden der modernen Gesellschaft, aber nicht das Heilmittel verschrieben. Das kann weder Ibsen, noch Schopenhauer, noch Nietzsche, das kann nur einer, der von sich sagen durfte, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben.

<sup>1)</sup> An Gjertsen 21. März 1872. <sup>2)</sup> An Brandes 4. April 1872. <sup>3)</sup> An denselben 30. Januar 1875. <sup>4)</sup> Vgl. dazu die Bemerkungen Baumgartners in seinem Artikel „Henrik Ibsen“. Laacher Stimmen, Bd. 34. <sup>5)</sup> An Brandes 24. September 1871. <sup>6)</sup> An Berner 27. März 1881.